Deutsche National=Bibliothek.

Volksthümliche Bilder und Erzählungen

aus

Deutschlands

Vergangenheit

und

Gegenwart.



Herausgegeben von

Ferdinand Schmidt

V

Deutsche Kaiser

von

Karl dem Großen bis Maximilian I.

Von

Georg Waitz.

BERLIN

Serie I. **Verlag von B. Brigl.** 8. Halbb.

Preis eines jeden Halbbandes 6 Sgr.

Deutsche

National-Bibliothek.

Volksthümliche

Bilder und Erzählungen

aus

Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Herausgegeben

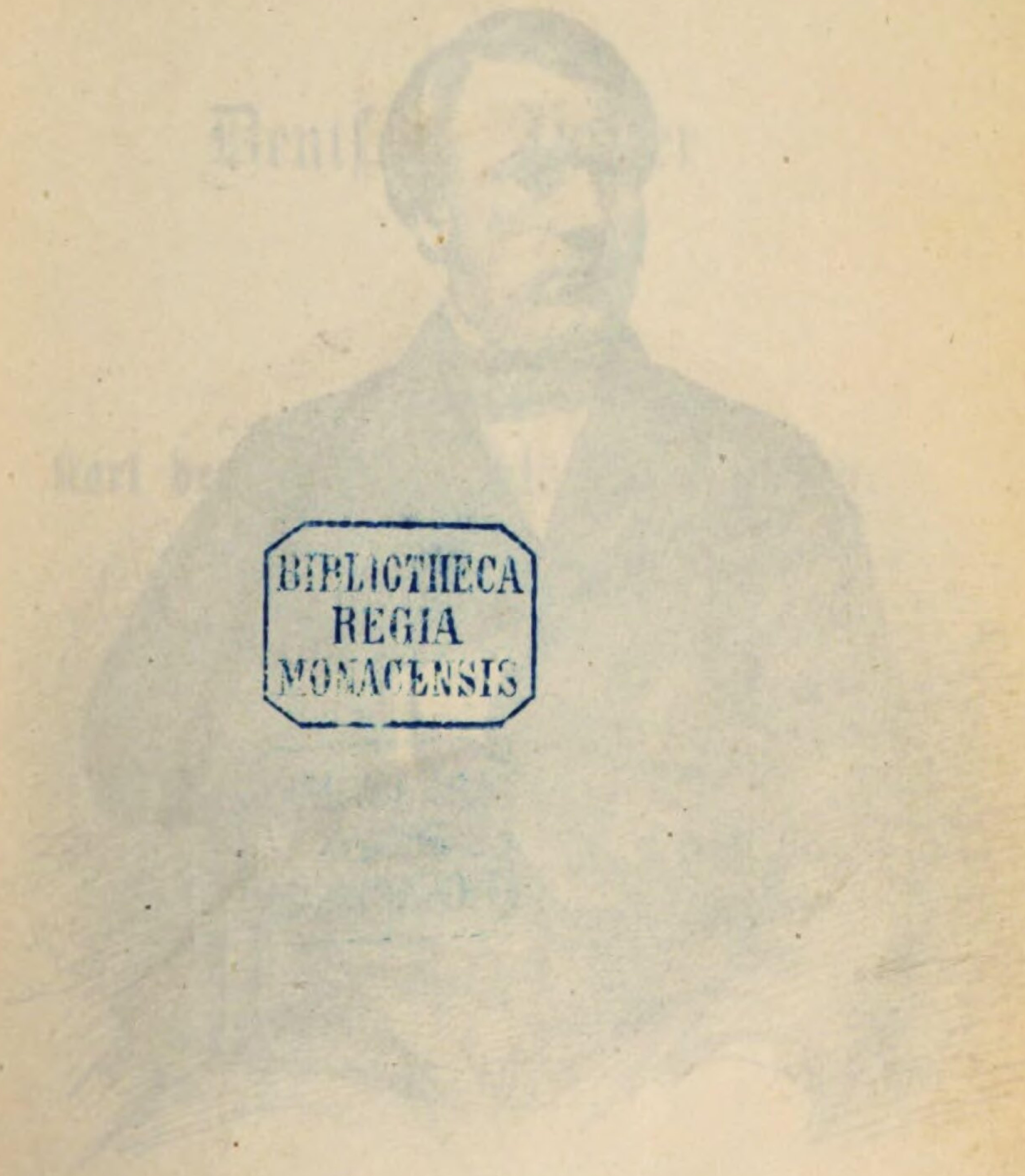
von

Ferdinand Schmidt.

Fünfter Band.

Verlag von B. Brigl

in Berlin.





Die Geschichte lehrt die Gegenwart verstehen und würdigen

G Waitz

Deutsche Kaiser

von

Karl dem Großen bis Maximilian.

Von

Georg Waitz.

Verlag von B. Brigl
in Berlin.

Aufgefordert, einige Mittheilungen zu einer kurzen Darstellung meines Lebens- und Bildungsganges zu machen, glaube ich dieselben gleich so niederschreiben zu sollen, wie sie von Denen gelesen werden mögen, die hierfür überhaupt ein Interesse haben.

Geboren bin ich zu Flensburg im Herzogthum Schleswig. Meine Familie stammt aber aus Hessen und weiter zurück aus Thüringen. Der Großvater ward als Director eines Bergwerks aus Schmalkalden nach Norwegen berufen, später als höherer Zollbeamter nach Flensburg versetzt. Seine dritte Frau war eine Norwegerin, mein Vater ist in Norwegen geboren. Dieser widmete sich, wie mehrere der zehn Brüder, in der lebhaften Handelsstadt dem Kaufmannsstande, anfangs glücklich, später in den Kriegsjahren von schweren Verlusten betroffen und dadurch zu manchem Wechsel der Thätigkeit und des Aufenthalts gebracht: so leitete er die Gründung der nach holländischem Vorbild in der Nähe von Altona angelegten Armencolonie Friedrichsgabe und war ein Jahr lang ihr Vorsteher. Mit Ausnahme dieser Zeit verbrachte ich meine Jugend in Flensburg.

Es ist vielleicht heutzutage nicht unnöthig, zu bemerken, daß Alles, häuslicher Verkehr, Unterricht u. s. w. hier einen ganz und ausschließlich deutschen Charakter an sich trugen.

Meiner Mutter, einer geborenen Hansen aus Flensburg, verdanke ich den ersten Unterricht, und überhaupt hat sie, da der Vater vielfach durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, auch öfter auf längere Zeit von Hause abwesend war, auf meine Erziehung und erste Entwickelung den größten Einfluß geübt.

Nachdem ich zuerst die Bürgerschule der Vaterstadt besucht und die erste Kenntniß der Lateinischen Sprache durch Privatunterricht erhalten hatte, ward ich Ostern 1826 in die Tertia des Gymnasiums aufgenommen, das damals unter der Leitung F. K. Wolff's, eines durch gelehrte Arbeiten wohlbekannten Schülers von Voß und Freundes meines elterlichen Hauses, stand. Ich habe außer seiner Theilnahme mich namentlich auch wesentlicher Förderung durch den zweiten Lehrer, G. Francke, zu erfreuen gehabt, der den Geschichtsunterricht in der Prima hatte und, mit selbständigen Forschungen in der Römischen und nordischen Geschichte beschäftigt, meinen Neigungen für historische Lectüre und Arbeiten bereitwilligst entgegenkam. Seine und der andern Lehrer Büchersammlungen, sowie die an historischen Büchern nicht arme Schulbibliothek standen mir zu Gebote; an der Neuordnung der letzteren durfte ich Theil nehmen, und so gewann ich früh eine ziemlich umfassende Kenntniß älterer und neuerer Litteratur. Am meisten hat Niebuhr's Römische Geschichte schon damals auf mich gewirkt: sie hat mich wohl vorzugsweise zu dem Entschluß gebracht, mich auf der Universität historischen Studien mit Vorliebe zu widmen, während die Jurisprudenz, deren hohe Wichtigkeit zunächst für die Erkenntniß der Römischen Geschichte mir gerade auch in Niebuhr's Arbeiten entgegentrat, das Hauptfach sein sollte.

So begann ich Ostern 1832 mein Universitätsstudium in Kiel.

Die Universität war in der letzten Zeit durch manche Verluste, namentlich in der philosophischen Facultät, betroffen. Doch fehlte es nicht an verdienten und bedeutenden Lehrern. Ich nenne als solche, die ich gehört, unter den Juristen Falck, Kjerulff, jetzt Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck, den liebenswürdigen Philosophen Berger, der mich als Prorector immatriculirte, C. W. Nitzsch, Twesten, Justus Olshausen und Michelsen, den Historiker. Mit Olshausen durfte ich Sanscrit lesen, dessen Studium eben damals Johannsen in Kiel einführte. Michelsen gab meinem historischen Interesse mannichfache freundliche Förderung.

Ostern 1833 ging ich nach Berlin, um meine juristischen und historischen Studien fortzusetzen, und drei für meine Zukunft entscheidende Jahre habe ich hier zugebracht.

Der trefflichsten Lehrer waren für mich viele da. In der Jurisprudenz hörte ich Savigny, dessen Vortrag mir, wie Vielen, das unübertroffene Muster akademischer Lehre geblieben ist, Rudorff, Heffter, Homeyer. Durch letzteren in das Studium des Deutschen Rechts und seiner Quellen eingeführt, habe ich längere Zeit geschwankt, ob ich nicht versuchen sollte, mich hier mit meiner Thätigkeit anzusiedeln. — Mir war vergönnt, an Schleiermacher's letzter Vorlesung über Politik theilzunehmen, und auch später noch habe ich das nicht ohne Mühe nachgeschriebene ausführliche Heft neben dem durch den Druck veröffentlichten mit Nutzen zur Hand genommen. — Ich erwähne außerdem die Vorlesungen Böckh's, Dieterici's, Gerhard's, Ideler's, Lachmann's, K. Ritter's, Trendelenburg's, die mir mehr oder weniger alle als Vorbereitungen zu den eigentlich historischen Studien galten. Unter den Genannten ist mir namentlich Lachmann, dem ich auch persönlich näher treten durfte, ein Vorbild in echt kritischer Methode gewesen. Stuhr, einen Landsmann, habe ich öfter gesehen und, auch ohne daß ich seine Vorlesungen besuchte, manches Wort

mit dem originellen Mann gewechselt. Bei Wilken trat ich in die historischen Uebungen und nahm an denselben während der ganzen Dauer meines Berliner Aufenthalts Antheil: wir lasen hauptsächlich Quellenschriftsteller aus dem Anfang des Mittelalters, Jordanis, Agathias und Andere; ich schrieb hier meine erste historische Abhandlung über Alarich. Das Bild des alten um unsere Wissenschaft hochverdienten, mir immer wohlwollenden Lehrers ist mir in dankbarem Andenken geblieben; die freie Benutzung der Bibliothek, die er mir erlaubte, kam mir auf's Beste zu statten. — Vor Allem war es ja aber Ranke, der mich anzog, fesselte, durch seine Vorlesungen und Uebungen, dazu durch die persönliche Gunst und Freundschaft, die er mir schenkte, mich hob und leitete und lebenslang an sich knüpfte.

An die historischen Uebungen schloß sich auch besonders der Verkehr mit anderen jüngeren Historikern an. Am nächsten verbunden war ich mit Ad. Schmidt, dann mit Dönniges, Giesebrecht, Hirsch, Köpke, Wilmans, die wir uns auf Ranke's Anregung zu der gemeinsamen Arbeit der Jahrbücher des Deutschen Reichs vereinigten, zu welcher die Preisfrage der Universität über König Heinrich I., der sich mehrere von uns zugewandt hatten, den nächsten Anlaß gab.

Meine Arbeit über Heinrich I. habe ich ausgearbeitet in Kopenhagen, wo ich mich den Winter 1834/35 bei den Eltern, die hier ihren Wohnsitz genommen hatten, aufhielt.

Als ich nach Berlin zurückkehrte, widmete ich mich, durch Ranke's Ermunterung bestimmt, ganz dem Studium der Geschichte. Neben der Umarbeitung der Preisschrift über Heinrich*) und Sammlungen zur Geschichte Otto's I. beschäftigten mich

*) Erschienen unter dem Titel: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrich's I. Berlin 1837. 8. Daran reihen sich eine Anzahl Excurse in den Jahrb. d. D. R. unter der Herrschaft Otto's I. 951—973. Ebend. 1839.

Untersuchungen über die Quellen theils der Sächsischen, theils der nächstfolgenden Zeit, die zu der Dissertation über den ersten Theil des Chronicon Urspergense, das Werk des Ekkehard von Aura, führten.*) Anderes bezog sich auf die zuerst in den Ranke'schen Uebungen behauptete, von Hirsch im Einzelnen gelehrt ausgeführte Unechtheit des Chronicon Corbejense. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß nur Falke, der es zuerst edirte, der Verfasser sein könne. Diese Studien, später fortgesetzt, fanden, als der Herausgeber des Chronicon, der um die norddeutsche Geschichte hochverdiente Oberamtmann Wedekind in Lüneburg, die Göttinger Societät der Wissenschaften zu einer Preisfrage über die Echtheit veranlaßte, ihren Abschluß in der gemeinschaftlichen Arbeit von Hirsch und mir, welcher der Preis zuerkannt wurde.**)

Daneben wurden andere Studien, so weit es ging, verfolgt. In der Geschichte zog mich auch die Zeit des dreißigjährigen Krieges an, mit der ich mich für die Ranke'schen Uebungen etwas eingehender beschäftigte, und ich habe seitdem lange an dem Gedanken festgehalten, dieser Periode unserer Geschichte eine Darstellung zu widmen.

Mit dem Sommersemester 1836, nach glücklich vollbrachter Promotion, ging der Berliner Aufenthalt zu Ende.

Auf eine Anfrage und Empfehlung von Ranke hatte Pertz eine Theilnahme an den Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica angeboten. Nichts hätte mir erwünschter sein

---

*) Commentationis de chronici Urspergensis prima parte etc. specimen. Berol. 1836. 4.

**) Kritische Prüfung der Echtheit und des historischen Werths des Chronicon Corbejense von S. Hirsch und G. Waitz (Jahrbücher III, 1) Berlin 1837. 8. Vgl. einen Nachtrag dazu in den Nachrichten von der G. A. Universität und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen. 1853. Nr. 7.

können. Dies erhielt und führte weiter in den Studien, die mir vor Allem lieb geworden und denen ich mein Leben zu widmen wünschte; es gab mir zugleich die Möglichkeit, den Eltern die Sorge für meine Zukunft abzunehmen, wie ich es nach manchen mir gebrachten Opfern als Pflicht und Freude ansehen mußte.

Ich reiste von Berlin über Hannover, besprach mündlich das Nähere mit Pertz und siedelte nach einem kurzen Besuch in Kopenhagen, während dessen ich schon auf der Bibliothek und dem Archiv für meine neue Aufgabe arbeitete, nach Hannover über.

Hier habe ich, mit Einschluß der auf längere Reisen verwandten Zeit, 5½ Jahr verlebt, die mir höchst angenehm und förderlich gewesen sind. Von Pertz mit herzlichem Vertrauen aufgenommen, habe ich sowohl in Beziehung auf die wissenschaftlichen Arbeiten wie in dem sonstigen Leben mich fortwährend der günstigsten und freundschaftlichsten Verhältnisse zu erfreuen gehabt. Ein Kreis bedeutender Männer und Frauen lebte mit Pertz in engem Verkehr und nahm mich in seine Mitte auf. Als mit dem Regierungsantritt Ernst August's die Verfassungskämpfe begannen, ward auf das lebhafteste daran theilgenommen. Diese Jahre sind mir auch für die Bildung meiner politischen Ansichten in vieler Beziehung bedeutend gewesen.

Die Arbeiten bezogen sich namentlich auf die Geschichtschreiber der Sächsischen und Fränkischen Zeit: die Ausgaben des Widukind, Marianus Scotus, Ekkehard, Annalista Saxo, der Gesta Trevirorum, zahlreicher Vitae und kleinerer Chroniken*), ebenso manche Aufsätze in dem Archiv der Gesellschaft

*) Diese Ausgaben stehen in den Monumenta Germaniae historica, Scriptores T. III—X. und XVII., mehrere später in Kiel und hier in Göttingen vollendet.

für ältere Deutsche Geschichtskunde*) geben davon Zeugniß. Aber auch an vielen anderen Arbeiten habe ich theilgenommen durch Abschriften oder Collationen der Codices, Untersuchungen über Quellen und Ableitungen. Ein umfassendes sogenanntes Directorium der Quellen der Deutschen Geschichte des Mittelalters überhaupt, das vorher begonnen und nun fortgesetzt ward, gab Anlaß, die ganze Litteratur der Quellen genauer kennen zu lernen, und führte zu einem näheren Eingehen auf litterar-historische Fragen und Untersuchungen, wie es in den Einleitungen zu meinen Ausgaben und einigen größeren Recensionen**) sich aussprechen durfte. Wie das Leben leicht wechselnde Pläne erzeugt, so trug ich mich damals mit dem Gedanken einer Geschichte der Deutschen Historiographie zunächst im Mittelalter; doch auch für die folgende Zeit sammelte ich Einiges. Daraus entsprangen später die Vorträge, welche ich in Kiel vor einem Kreis von Collegen und andern Männern der Wissenschaft hielt, und die in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte veröffentlicht worden sind.***) Ganz untreu bin ich solchen Untersuchungen ja auch sonst nicht geworden.†) Zu einer weiteren Ausführung wird es aber nicht mehr kommen.

Von besonderem Interesse waren mir einige größere Reisen, die ich für die Arbeiten der Monumenta auszuführen hatte.

---

*) Bd. VI. ff.

**) Ueber die früheren Bände der Monumenta in den Jahrb. f. wiss. Kritik 1837. 1838 u. a.

***) Ueber die Entwickelung der Deutschen Historiographie im Mittelalter. Bd. II. und IV.

†) Ueber die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, Nachrichten 1852. Nr. 13.; Ueber das Carmen de bello Saxonico, eb. 1857. Nr. 1.; Kleine Bemerkungen zur Geschichte der Historiographie im Mittelalter, eb. Nr. 1. 2.; Ueber die sogenannte Klingenberger Chronik, eb. 1862. Nr. 5.

Die erste, im Herbst 1837, führte mich über Frankfurt, Straßburg, Lyon nach Montpellier, wo ich sechs Wochen lang auf der an wichtigen Handschriften reichen Bibliothek der Ecole de médicine arbeitete; auf dem Rückweg besuchte ich Troyes und Chalons. Zwei Jahre später ging ich nach Paris, wo ich, zuerst kürzere Zeit mit Pertz zusammen, dann den Winter über allein, zuletzt gleichzeitig mit Bethmann, eine Reihe wichtiger Arbeiten ausführte, namentlich auch auf dem Archiv die Kaiserurkunden der nachkarolingischen Zeit ausnutzte. Auf der Hin- und Rückreise wurden die Bibliotheken und Archive von Metz, Verdun, Toul, Nancy, Luxemburg, Trier und Coblenz besucht; in Trier habe ich im Sommer 1840 mehrere Wochen verlebt. Im Herbste 1841 aber wurden Thüringen und Sachsen bereist, zunächst um einer etwa noch vorhandenen älteren Handschrift des Lambert von Hersfeld nachzuspüren, bei der Gelegenheit aber überhaupt zu untersuchen und zu verzeichnen, was in den verschiedenen Sammlungen des Landes vorhanden sei. Ueber die angeführten Arbeiten ist in dem Archiv der Gesellschaft nähere Kunde gegeben.*)

In Paris führte eine mündliche Hinweisung von Knust zu der wichtigen Entdeckung der Lebensnachrichten über Ulfila in einem Codex wahrscheinlich noch des vierten Jahrhunderts, die ich besonders herausgab und erläuterte.**) In der Dombibliothek zu Merseburg ergab ein alter Codex den wichtigen Fund der beiden Gedichte des deutschen Heidenthums, die ich J. Grimm überbringen und zur Bekanntmachung und Erläuterung einhändigen durfte.

Ihn und den, so lange er lebte, untrennlich verbundenen Bruder hatte ich kennen gelernt, als ich 1837 zweimal kurz in

*) Bd. VII. VIII. XI.

**) Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover, 1840. 4.

Göttingen verweilte. Eben damals sah ich zuerst Dahlmann. Seitdem habe ich mich des freundschaftlichsten Wohlwollens der drei verehrten Männer zu erfreuen gehabt. Im Jahr 1840, auf der Thüringer Reise, besuchte ich den letzteren in Jena. Er arbeitete an der Dänischen Geschichte, die mich auch lebhaft interessirte, und für die ich eben den Fund der alten Annales Lundenses in Erfurt gemacht hatte.*)

Der Pariser Aufenthalt gab vielfachen anregenden Verkehr. Vor Allem habe ich Benj. Guérard zu nennen, der nicht allein, mit Hase und Champollion-Figeac zusammen, meinen Arbeiten auf der Bibliothek allen Vorschub leistete, sondern mir auch eine herzliche Freundschaft schenkte, die er mir treulichst bis zu seinem Tod bewahrte. Guizot war als Gesandter in London abwesend. Aber ich beschäftigte mich mit seinen Schriften und nahm überhaupt ein näheres Interesse an den Forschungen der Franzosen über ihre ältere Verfassungs- und Culturgeschichte, das, glaube ich, nicht ganz ohne Einfluß auf meine eigenen Arbeiten geblieben ist.

So sind die Lehr- und Wanderjahre gewesen, und ich durfte, ja mußte daran denken, nun auch noch eine andere Stellung für die Vertretung meiner Wissenschaft zu gewinnen. Da wurde durch Michelsen's Weggang die eine Professur der Geschichte in Kiel vacant. Die alten Lehrer erinnerten sich freundlich meiner, und ich erhielt den Antrag, hier einzutreten, gleich in der für mich ehrenvollsten und vortheilhaftesten Weise als ordentlicher Professor.

Für den Sommer 1842 ging ich aber doch erst nach Berlin, um angefangene Arbeiten für die Monumenta einigermaßen zum Abschluß zu bringen. Hier war es Schelling's Haus, das meinem Leben eine neue Wendung gab. Ich betrat es zuerst, um

*) Später herausgegeben Nordalbingische Studien. Bd. V.

die Vorlesung über Philosophie der Mythologie zu belegen, lernte dann ihn und die Seinen im Hause von Pertz kennen: nach zwei Monaten gelobte mir seine zweite Tochter Herz und Hand, und noch ehe ich nach Kiel abging, konnte ich den Tag unserer ehelichen Verbindung feiern. Was mir diese in 15 reich gesegneten Jahren gewesen, kann ich hier nicht aussprechen. Aber hervorheben muß ich, wieviel ich auch den Schwiegereltern und Geschwistern im weiteren Gang meines Lebens verdanke.

Im Oktober 1842 kamen wir in Kiel an. Es könnte mich wohl reizen, etwas ausführlicher von dem zu sprechen, was Kiel damals war und mir geworden ist. Doch muß ich hier darauf verzichten.

In wissenschaftlicher Beziehung nahmen mich zunächst die Vorlesungen in Anspruch. Ich habe Deutsche Geschichte, Mittelalter, Schleswig-Holsteinsche und Dänische Geschichte bald verbunden und bald getrennt gelesen, dazu über Tacitus' Germania, Deutsche Alterthümer, Deutsche Reichsverfassung, altdeutsches Gerichtswesen, die Lex Salica, Deutsche Historiographie in kürzeren Vorträgen gehandelt.

Die Vorlesung über die Germania gab den Anlaß, die ältere Deutsche Verfassung, die ich vielfach anders auffaßte, als es von Eichhorn und Andern geschehen, einer eingehenden Darstellung zu unterwerfen. Die Arbeit führte aber auch schon auf die späteren Zeiten hin, und als die Feier des Verduner Vertrags im Jahre 1843 Veranlassung wurde, in einem Programm über die Bildung des Deutschen Reichs zu handeln,*) faßte ich rasch und kühn den Entschluß, einen ersten Band Deutscher Verfassungsgeschichte in die Welt zu schicken.**) Das Buch hat viel Gunst, aber, wie es nicht anders sein konnte, auch manchen

*) Ueber die Bildung des Deutschen Reichs durch den Vertrag zu Verdun. Kiel, 1843. 4.

**) Kiel, 1844. 8.

Widerspruch gefunden. Zunächst führte es zu einem litterarischen Kampf mit Sybel, der fast gleichzeitig seine Entstehung des Deutschen Königthums erscheinen ließ: war er mit mir einig in dem Widerspruch gegen die bisher vorherrschenden Ansichten, so ging unsere Auffassung in Beziehung auf das, was wirklich bestanden, oft genug auseinander. Die Verhandlung, die uns persönlich nur enger befreundet hat, ward in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte geführt,*) die, damals begonnen, einen Plan zur Ausführung brachte, über den wir Freunde schon in Berlin vielfach verhandelt hatten. An die Verfassungsgeschichte schloß sich die Arbeit über die Lex Salica,**) deren Zeitbestimmung und Inhalt für die Entwickelung der älteren Deutschen Verfassung eine hohe Bedeutung hat: ich glaubte auch den ursprünglichen Text vollständiger und besser herstellen zu können, als es bisher geschehen und für möglich gehalten war. Der zweite Band der Verfassungsgeschichte***) behandelte dann die Merovingische Zeit des Frankenreichs. Auch er enthält mannichfach neue Ansichten, die sich seitdem mehr und mehr Bahn gebrochen haben. Als die Hauptsache erscheint mir der Nachweis, daß das politische Leben im Fränkischen Reich durchaus auf Deutschen Grundlagen beruhe, kein irgend wesentlich fremder, Römischer Einfluß nachweisbar sei. Roth, der in seinem Buch über das Beneficialwesen diese Untersuchungen aufgenommen und weitergeführt hat, stimmt hiermit vollständig überein, geht aber in anderer Beziehung weiter, indem er zu dieser Zeit auch jeden Einfluß der sogenannten Beneficialverhältnisse auf die staatliche Entwickelung in Abrede stellt, während die Verfassungsgeschichte diesen und der damit früher meist in nahe Verbindung gesetzten Gefolgschaft freilich entfernt nicht die Bedeutung bei-

*) Bd. III.

**) Das alte Recht der Salischen Franken. Kiel, 1846. 8.

***) Kiel, 1847.

legt, die Andere diesen Institutionen vindicirt haben, aber in der späteren Merovingischen Zeit die wachsende Bedeutung der Beneficien nicht verkennen kann. Diese und die damit eng verbundene Frage nach der Entstehung der sogenannten Vassallität behandelt gegen Roth eine später veröffentlichte Abhandlung.*) Eine andere lieferte eine Ausführung dessen, was der zweite Band nur kurz in Beziehung auf die Verhältnisse des Grundbesitzes bei den alten Deutschen dargelegt hatte.**) Außerdem ward in kleineren Aufsätzen besprochen, was die neuere Litteratur über die älteren Deutschen Verfassungsverhältnisse in reicher Fülle zu Tage förderte.***)

Ein anderer Theil meiner Thätigkeit gehörte der Schleswig-Holsteinschen und Dänischen Geschichte. Den Vortheil, den die Beschäftigung zugleich mit einer solchen Deutschen Territorialgeschichte und mit der Geschichte der stammverwandten nordischen Germanen gewährte, habe ich vollauf schätzen gelernt. Als Secretär der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte lag mir die Fortsetzung der von Michelsen begonnenen Urkundensammlung und die Ausgabe der Zeitschrift ob. Bei jener ward besonders den öffentlichen Urkunden Aufmerksamkeit zugewandt, und diese vollständiger zu sammeln gesucht.†) Bei einem Aufenthalt in Kopenhagen gelang es mir, Zutritt zu dem Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenbur-

---

*) Ueber die Anfänge der Vassallität. Göttingen, 1856. 4. Daran schließt sich der Artikel Lehnwesen in Bluntschli's Staatswörterbuch. Bd. VI.

**) Ueber die altdeutsche Hufe. Göttingen, 1854. 4.

***) Zur Deutschen Verfassungsgeschichte, in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur. 1854.

†) Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Nachträge zu Bd. I. Bd. II. Abth. 2. 3. Kiel 1848. 1849. 1858, die letzte Abtheilung hier in Göttingen vollendet.

gischen Canzlei zu erhalten, in dem sich das alte Gottorper Archiv wiederfand und mit ihm ein Theil der ältesten und interessantesten Urkunden des Landes. Ich habe später oft bedauert, daß ich damals die Gunst der Umstände nicht länger nutzen konnte. Für die Zeitschrift schien der Beginn einer neuen Reihenfolge wünschenswerth, der wir den Titel „Nordalbingische Studien“*) gaben, zunächst, um so auch äußerlich auf eine Gemeinschaft mit den Hamburgern und Lübeckern hinzuweisen.

Die Germanisten-Versammlung des Jahres 1847 in Lübeck führte zahlreiche Freunde zusammen und gab zu neuen Verbindungen Anlaß. Ich wurde mit Landau und Aufseß zu einer Commission gewählt, die sich mit einer Organisation der historischen Vereine beschäftigen sollte, aber nicht in Wirksamkeit trat. Die Sache ist nach dem Jahre 1848 wieder aufgenommen, hat aber nicht eben bedeutende Resultate gewinnen lassen.

Inzwischen hatten die politischen Bewegungen im Lande eine immer größere Lebhaftigkeit erhalten, und auch die Universität konnte sich davon nicht fernhalten.**) Nach dem Erscheinen des „Offenen Briefes“ König Christian's VIII. und des sogenannten Commissionsbedenkens, das die Rechtfertigung enthalten sollte, unternahmen die Professoren des Rechts (mit nur Einer Ausnahme), der Staatswissenschaft und Geschichte zusammen eine ausführliche Widerlegung.***) Den ersten Ent-

*) 6 Bände, Kiel 1844—1854. 8. Die Redaction besorgte ich bis V. 1; VI. enthält einzelne Aufsätze von mir.

**) In den Neuen Kieler Blättern (IV. 1843) steht ein Aufsatz: Ueber unser historisches Recht.

***) Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig. Kritik des Commissionsbedenkens über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig. Hamburg 1846. 8. — In demselben Jahr gab ich in den Berl. Jahrb. f. wiss. Kritik, Nr. 106. ff., eine Widerlegung von Helwing's Buch über die Erbansprüche des Preußischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein.

wurf hat Falck gemacht; dann ist von mir Manches ausgeführt, von anderen Mitgliedern Einzelnes zugefügt, das Ganze in wiederholten Zusammenkünften besprochen und festgestellt, die letzte Redaction von Droysen und mir besorgt. Die Veröffentlichung führte zu einigen Verhandlungen mit der Regierung, die mit einem Verweis für die Theilnehmer endeten.

Ich persönlich kam gleichzeitig noch in einen andern Conflict. Als im Jahre 1846 die Holsteinsche Ständeversammlung nach Abgabe eines Protestes gegen die Maßregeln der Regierung auseinander gegangen war, wurden die Stellvertreter der Abgeordneten einberufen, als Deputirter der Universität aber, den die Regierung zu ernennen hatte, ich neu bezeichnet. Die wir in Itzehoe erschienen, konnten uns nur der Erklärung unserer Vorgänger anschließen, und es erfolgte dann die Auflösung der Versammlung. Bei meiner Rückkehr brachten die Studirenden mir einen Fackelzug, erwähnten aber, nicht sowohl dieser kurzen politischen, als vielmehr meiner akademischen Thätigkeit. Meine Antwort, die sich eben hierauf bezog, gab zu einer Auffassung Anlaß, die mir einen Verweis zu Wege brachte, gegen dessen Fassung ich mich aber verwahren zu müssen glaubte, worauf auch eine beruhigende Erklärung erfolgte.

Persönlich durfte ich mich des Vertrauens sowohl bei dem damaligen Curator der Universität, Jensen, wie bei den meisten Mitgliedern der obern Regierungsbehörde in Kopenhagen erfreuen. Vor Allem aber haben Collegen mir zahlreiche Beweise davon gegeben. Ein ausführlicher Bericht über die Zustände der Universität und mancherlei wünschenswerthe Verbesserungen, der nach längeren Berathungen in einer Commission und in dem Consistorium (Senat) mir zur Abfassung übertragen ward, gab mir zum ersten Mal Gelegenheit, mein Interesse für unser Deutsches Universitätswesen überhaupt zu bethätigen.

Durch alle diese Verhältnisse fühlte ich mich fest an Kiel

geknüpft. Als daher im Herbst 1847 eine Anfrage kam, ob ich einem Ruf nach Göttingen folgen wolle, hatte ich nur geringe Neigung. Die Universitätsbehörden wünschten mein Bleiben; aber höheren Orts ward über meine Stellung so entschieden, daß ich nicht zweifelhaft sein konnte, zu gehen: so beschloß ich Ostern 1848 Kiel zu verlassen.

Da brachte der Anfang eben dieses Jahres in den Herzogthümern, in Deutschland, in Europa die gewaltigste Erschütterung. Ich erlebte, nachdem ich bereits meine Entlassung erhalten, noch in Kiel die Ereignisse, die zur Einsetzung der provisorischen Regierung führten. Eine neue Ernennung konnte natürlich keine Folgen haben. Aber in diesem Augenblick das Heimathland zu verlassen, war unmöglich. Nachdem ich meine Familie zu Verwandten nach Altona gebracht, meine Sachen abgesandt, ging ich nach Rendsburg und stellte mich der provisorischen Regierung zur Disposition.

Einige Tage arbeitete ich hier unter Graf Reventlou, war Zeuge und Theilnehmer all der Hoffnungen und Erregungen, welche jene Zeit bezeichnen. Dann ward ich nach Berlin gesandt, zunächst um für die Preußischen Truppen den Befehl zum Ueberschreiten der Eider zu erwirken.

Ich blieb eine Zeit lang hier als Agent der provisorischen Regierung, und habe, soweit ich es vermochte, die Interessen der Herzogthümer vertreten. Durch ein Mitglied des auswärtigen Ministeriums veranlaßt, erhielt eine Ausführung von mir über die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund Veröffentlichung durch die Staatszeitung.*)

Noch während meines Berliner Aufenthalts erfolgte meine Wahl zum Abgeordneten für die Nationalversammlung in Frankfurt, ohne all mein Zuthun, im Gegensatz gegen den Candidaten

*) Nr. 118. Beilage.

der demokratischen Partei, im Wahldistrict Kiel. Dies entsprach in jeder Weise meinen Wünschen: ich konnte denken, für die nächste Zeit den Interessen der engern Heimath und Deutschlands zu leben, mich an einem großen vaterländischen Werk zu betheiligen.

Ueber meine Wirksamkeit in der Nationalversammlung glaube ich hier nicht sprechen zu sollen: sie liegt im Ganzen öffentlich vor und ist auch mehrfach ein Gegenstand der Erwähnung, bald mehr günstiger, bald auch feindlicher, wie es ja nicht anders sein kann, gewesen. Ich schloß mich der Partei des Casino, später des Weidenbusches an. Als Mitglied des Verfassungsausschusses und des sogenannten Dreißigerausschusses zur Durchführung der Reichsverfassung habe ich an den wichtigsten Commissionsverhandlungen theilgenommen; auch den Berathungen, die wiederholt von Mitgliedern der Majorität über besonders wichtige Angelegenheiten veranstaltet wurden, habe ich meistens beigewohnt. Mir ist diese ganze Zeit eine sehr bedeutende gewesen und ich möchte sie nicht missen. Ich habe in ihr mehr gelernt auch für meine Wissenschaft, als in manchem Jahr gelehrter Arbeit.

Als ich die Versammlung mit Dahlmann, Gagern u. A. gemeinsam verlassen, ging ich über den Rhein, wo ich einige Tage zu Bonn verweilte, nach Göttingen: im Juni 1849 kam ich hier an.

An den politischen Ereignissen habe ich seitdem einen gewissen persönlichen Antheil nur die erste Zeit noch genommen. Im Sommer 1849 wohnte ich der Gothaer Versammlung bei und schloß mich ihrer Erklärung an; in dem Sinn derselben habe ich auch ein paar Mal das Wort in der Braunschweiger Reichszeitung ergriffen, die damals unter Baumgarten's Leitung stand. Später fehlte Anlaß und Neigung zu praktisch politischer Thätigkeit.

Dagegen übernahm ich auf den Wunsch einzelner Collegen und des damaligen Curators der Universität die Vorlesung über Politik oder allgemeine Staatslehre, die durch Roscher's Abgang

verwaist war, während sie in Göttingen immer eine besondere Vertretung und Pflege gefunden hat. Sie hat mir erwünschte Gelegenheit gegeben, meine Studien der politischen Litteratur zu vervollständigen, meine eigenen Ueberzeugungen zu klären und wissenschaftlich zu begründen. Es gab dies auch zu einzelnen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete Anlaß.*)

In Zusammenhang theils hiermit, theils mit den Arbeiten über Deutsche Verfassungsgeschichte, entstand eine andere Vorlesung über allgemeine Verfassungsgeschichte seit dem Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart, die mir vor andern lieb geworden ist.

Außer der allgemeinen Deutschen Geschichte las ich mehrmals besonders Geschichte des Deutschen Volkes und der Deutschen Staaten seit dem 18. Jahrhundert und suchte in derselben auszuführen, wie in dieser Zeit ein neuer Aufschwung in dem Leben der Deutschen Nation eingetreten, überhaupt eine Entwickelung begonnen, die, freilich nicht stätig und ununterbrochen, aber doch im Großen und Ganzen ihren Fortgang gehabt und ihr Ziel noch nicht erreicht hat.

Mit einer Einleitung in die Deutsche Geschichte begann ich überhaupt meine Vorlesungen in Göttingen und habe sie seitdem einige Male wiederholt. Außerdem wurden von den Kieler Vorlesungen die über Deutsche Alterthümer in Verbindung mit Erklärung der Germania und über allgemeine Geschichte des Mittelalters beibehalten.

Eine Hauptsache sind mir die historischen Uebungen geworden, die ich regelmäßig abgehalten habe. Anfangs mehr von Philologen und Juristen besucht, haben sich in denselben nach und nach immer mehr Solche zusammengefunden, die aus Geschichte und Deutscher

*) Eben jetzt erscheint: Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen. Kiel, 1862. 8.

Rechtsgeschichte ihr Hauptstudium machen. Eine nicht ganz kleine Zahl ihrer Mitglieder hat sich auch schon litterarisch bekannt gemacht. Die Theilnahme an den verschiedenen Arbeiten, die sie hier ausführten, ist mir selbst in vieler Weise lehrreich und förderlich gewesen.

Als Mitglied der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften erhielt ich nach Gieseler's Tod die Direction der Wedekind'schen Preisstiftung für Deutsche Geschichte und hatte in dieser Stellung einen wesentlichen Antheil an der ersten Preisvertheilung und der Wahl neuer Aufgaben im Jahre 1856.

Was die eignen litterarischen Arbeiten betrifft, so begann ich mit der Ausarbeitung der Schleswig-Holsteinschen Geschichte.*) Es war mir ein Bedürfniß, während um die Geschicke meines Heimathlandes gekämpft ward, mich wenigstens auch mit seinen Angelegenheiten beschäftigen zu können; ich glaubte auch, was ich auf jenem Gebiete gearbeitet hatte, jetzt, da ich dasselbe voraussichtlich für immer verließ, zusammenfassen und öffentlich vorlegen zu sollen. Als ich mit dem zweiten Bande an die neuere Zeit kam, erkannte ich aber das Bedürfniß weiterer Aufklärung durch handschriftliche und archivalische Studien, und zu dem Ende besuchte ich Kiel, Lübeck, Schwerin, Oldenburg, Hannover, Wolfenbüttel, und fand hier, wie in Cassel, eine unerwartete Fülle neuen wichtigen Materials, das in jenem Bande benutzt ward, aber selbst auch noch weiterer Veröffentlichung werth sein wird. Eine ganz besonders reiche Ausbeute neuer Nachrichten über die mit der Schleswig-Holsteinschen Geschichte eng verbundene Lübecker Bewegung, die sich zunächst an den Namen Wullenwever's anknüpft, brachte zu dem Entschluß, dieser eine besondere Darstellung zu widmen. Dafür ward bei einem zweiten Aufenthalt in Lübeck und in Lüneburg und auf einer Reise nach

*) Schleswig-Holstein's Geschichte. Bd. I. II. Göttingen 1851—54. 8.

Brüssel im Herbst 1852, mit der ein Besuch der übrigen so interessanten Belgischen Städte verbunden ward, weiter gesammelt. Andere reiche Mittheilungen flossen aus Rostock, Wismar, Danzig, Königsberg und andern Orten herbei, und so erhielt jene Arbeit, da es mir auf eine Veröffentlichung auch wenigstens des interessantesten Quellenmaterials ankam, den bedeutenden Umfang von drei Bänden.*) Eine Abhandlung über Hermann Korner**) und ein Beitrag zur Zeitschrift für Lübische Geschichte hängen mit diesen Arbeiten zusammen. — Auch in den Schleswig-Holsteinschen Angelegenheiten selbst glaubte ich einige Male das Wort ergreifen zu müssen, theils in zwei kleinen Schriften über den Frieden mit Dänemark,***) theils in Beurtheilung der von Dänischer Seite ausgegangenen Bücher von Wegener und Velschow, was aus den hiesigen Gel. Anzeigen besonders abgedruckt ist.†)

Wie früher schon, habe ich auch jetzt der Beurtheilung historischer und verwandter Werke einen Theil meiner Thätigkeit zugewandt.††)

Eine Fortsetzung der Schleswig-Holsteinschen Geschichte

*) Jürgen Wullenwever und die Europäische Politik. 3 Bände. Berlin 1855. 1856. 8.

**) Ueber Hermann Korner und die Lübecker Chroniken. Göttingen 1851. 4. — Später erschien: Eine ungedruckte Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward von Schleswig. Göttingen 1858. 4.

***) Göttingen 1849. 8.

†) Einige Worte über den Dänischen Geheimen Archivar und Historiographen Dr. L. F. Wegener. 1850. Der neueste Dänische Versuch in der Geschichte des Herzogthums Schleswig. 1852. 8.

††) Die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, die Neue Jenaer Litteraturzeitung, die Kieler Monatsschrift, die historischen Zeitschriften von Schmidt und Sybel und vor Allem die Gelehrten Anzeigen hier enthalten diese Aufsätze, die sich auf alle Theile der Deutschen Geschichte, außerdem besonders auf Französische Quellenwerke, einige auch auf Universitätsgeschichte beziehen.

habe ich nicht aufgegeben. Ich glaube aber, ehe ich Hand an dieselbe lege, vor Allem das reiche archivalische Material nutzen zu müssen, das sich, wie ich weiß, in Oldenburg findet und in Stockholm erwartet werden kann.

Zunächst hielt ich es für Pflicht, die seit 1848 unterbrochene Deutsche Verfassungsgeschichte wieder aufzunehmen. Die Darstellung der Karolingischen Periode, die sich bis zu zwei Bänden ausgedehnt, ist vollendet.*)

Im Jahre 1859 zur Begründung der historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München eingeladen und später zum Mitglied derselben ernannt, habe ich an den Verhandlungen, die alljährlich im Herbst stattfinden, Antheil genommen und das Fördernde des Verkehrs mit Freunden und Fachgenossen vielfach empfunden. Mit Häusser und Stälin zusammen ward die Redaction der Forschungen zur Deutschen Geschichte übernommen und zu ein paar kleinen Beiträgen Gelegenheit gefunden. Andere Aufsätze erschienen in Sybel's historischer Zeitschrift.

Einen Ruf nach München, der schon im Jahre 1852 an mich erging, glaubte ich aus verschiedenen Gründen, da man in Hannover sich in freundlichster Weise für mein Bleiben aussprach, ablehnen zu müssen. Zwei Jahre lang bekleidete ich das Amt eines Prorectors an der Universität.

Im Jahre 1857 raubte mir der Tod die treuste, liebste Gattin, da sie mir eben das siebente Kind geboren. Nach 3½ Jahren schmerzlicher Vereinsamung ward mir und den Kindern ein Ersatz gegeben durch die Verbindung mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Generals v. Hartmann in Hannover, wodurch zugleich alte freundschaftliche Bande befestigt und erweitert sind.

*) Göttingen 1860. 1861. 8.

Deutsche Kaiser

von

Karl dem Großen bis Maximilian.

Indem diese Vorträge von den namhaftesten unter den Kaisern ausgehen, wollen sie die großen Perioden unserer Geschichte in allgemeinen Umrissen vorführen. Die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeit zu dem allgemeinen Gang des geschichtlichen Lebens nachzuweisen, ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben, welche unsere Wissenschaft hat; und darin dürfte zugleich ein besonderes Interesse auch für weitere Kreise liegen. Sie ist aber nicht ohne Schwierigkeit, und diese um so größer, je weniger es möglich ist, auf die Einzelheiten einzugehen und eine eigentliche Erzählung zu geben. Ich darf deshalb eine nachsichtige Beurtheilung in Anspruch nehmen.*)

1. Karl der Große.

Es war am 25. December 800, damals dem ersten Tag des Jahres und also dem ersten eines neuen Jahrhunderts, als in Rom in der Peterskirche dem im Gebet knieenden Karl der Bischof Leo die kaiserliche Krone aufsetzte, und alles Volk rief: „Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedeschaffenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!"

Was hier geschah, war ein Ereigniß von der größten Bedeutung, und nicht mit Einem Wort läßt sich diese ausdrücken. Versuchen wir, uns deutlich zu machen, worauf es ankam.

Mehr als drei Jahrhunderte waren verflossen, seit der letzte Römische Kaiser im Abendland — wie durch eine Ironie

*) Diese Vorträge sind, mit Ausnahme der letzten, in verschiedenen Wintern in Göttingen vor einem größeren Kreise gehalten, niedergeschrieben aber erst, unter Benutzung der damals nur skizzenhaft gemachten Aufzeichnungen, als mir die Aufforderung zuging, einen Beitrag zur National-Bibliothek zu geben; ich habe da, um einen Abschnitt zu machen, die letzten über die spätere Zeit des Mittelalters hinzugefügt.
Anmerk. d. Verf.

des Schicksals wird er Romulus Augustulus genannt — seiner Herrschaft beraubt war. Die Erhebung eines Deutschen, des Odovakar zum König, durch seine Genossen, die bisher als Römisches Heer gedient hatten, gab den Anlaß. Damals im Strom wechselnder Ereignisse kaum bemerkt, ist es später als der entscheidende Wendepunkt in einer allgemeinen Umgestaltung der Welt aufgefaßt worden. Das Römische Reich, welches die den Alten bekannte und von der antiken Bildung erfüllte Welt umfaßte, hat für das Abendland ein Ende genommen: an die Stelle Römischer Herrschaft tritt die Germanische. Diese Umwandelung ist lange vorbereitet, und noch weitere Jahrhunderte dauern die Bewegungen fort, welche damit zusammenhängen und darauf Einfluß üben. Aber die Hauptsache ist damals, am Ende des 5. Jahrhunderts, vollbracht. Das Alterthum ist zu Ende: nur als eine Ruine desselben dauert jenes Oströmische oder Griechische Reich fort: eine neue Zeit, eine neue Periode in der Geschichte der Menschheit beginnt.

An die Stelle der Völker, welche der Reihe nach im Alterthum den bestimmenden Einfluß auf weitere Gebiete geübt haben, treten die Germanen.

Die Germanen, wie wir nach Römischem Sprachgebrauch Deutsche und Skandinavier verbunden nennen, treten zuerst im Nordosten Europa's hervor[1], die Deutschen an den Südküsten der Ostsee, weiter an der Nordsee und südlich bis zu den Gebirgen, die durch die Mitte des jetzigen Deutschlands hindurch ihren, wenn auch nicht ganz ununterbrochenen, Zug nehmen. Noch vor dem Beginn unserer Zeitrechnung erfolgt eine Ausbreitung, südlich bis an die Donau, westlich über den Rhein, auf Kosten der Kelten. Weiterem Vordringen setzten damals die Römer eine Schranke: sie machten dann den Versuch, auch die Deutschen zu unterwerfen. Er mißlang. Eine kurze Zeit herrschte Ruhe. Dann werden die Deutschen auf's neue von einer gewaltigen Bewegung ergriffen. Sie verlassen die alten Sitze an der Weichsel, Oder, Elbe; auch die Gebiete, die sie jetzt zuerst im Südosten einnehmen, an der Donau und dem Pontus, blei-

ben ihnen nicht. Sie ergießen sich unaufhaltsam über die Grenzen des schwächer gewordenen Römerreichs. In den einzelnen Provinzen entstehen Deutsche Herrschaften; überall hin werden Germanische Institutionen getragen, den Landen ein Germanischer Charakter aufgedrückt.

Mitunter hat man das bedauern wollen. Namentlich Französische Forscher beklagen wohl den Untergang der antiken Cultur, erkennen in dem, was geschah, nichts als Auflösung und Zerstörung, als den Einbruch wüster Barbarei. Aber sie verkennen, wie abgestorben und verkommen die Welt des Alterthums war, aus sich heraus einer neuen Entwickelung nicht fähig. Die Deutschen traten jugendlich frisch in die Geschichte ein, mit reichen Anlagen, mit einer Lebenskraft, die eine Möglichkeit der Regeneration auch für die Welt des Alterthums gab.

Aber die Deutschen empfingen auch in der Verbindung, welche sie jetzt eingingen. Sie lernten nicht blos manche Bequemlichkeit des Lebens, Bedürfnisse höherer Bildung und ihre Befriedigung kennen; auch noch in ihrem Verfall hatte die antike Cultur und Literatur die Kraft, die geistige Entwickelung zu fördern, die Keime neuen, selbständigen Lebens, welche die Germanen in sich trugen, zu befruchten und zum Wachsthum zu bringen.

Ein Theil der Deutschen gab die alte Volksthümlichkeit auf, vermischte sich mit der Romanischen Bevölkerung, nahm ihre Sprache an, der aber freilich auch Deutsche Elemente zugeführt wurden, und die sich nun in den verschiedenen Theilen auf verschiedene Weise umbildete, dergestalt, daß die neuen Romanischen Sprachen Spaniens, des südlichen und nördlichen Galliens, Italiens u. s. w. erwuchsen. Der Zustand des Verfalls und der Rohheit, in der eine Zeit lang das Lateinische auftritt, ist der Uebergang zu solchen neuen Bildungen. Und was so auf einem Gebiet sich zeigt, ist der Charakter der Umwandelung, welche damals statthatte, im Allgemeinen.

Sehr Bedeutendes aber haben die Deutschen zu der Verbindung mitgebracht. Sie machen eine andere, tiefere Auf-

fassung rechtlicher und socialer Verhältnisse geltend: die höhere Achtung vor den Frauen, Heiligkeit der Ehe, bessere Behandlung der Knechte, Sinn für Freiheit, eine eigenthümliche Hervorhebung der Treue sind ihnen eigen. Vor allem zeigt sich ihr Einfluß auf politischem Gebiet. Ganz andere Verhältnisse als die der antiken Staaten treten hervor, und wie sehr auch die Ereignisse zu Abweichungen von der alten Germanischen Verfassung führen, von fremdem, Römischem Einfluß ist wenig wahrzunehmen; die Grundlagen der neuen Institutionen sind das Eigenthum der Germanen. Sie haben das Königthum zur Herrschaft gebracht, dessen Wesen in einem erblichen und selbständigen Recht des Königs verbunden mit einer geordneten Theilnahme des Volks am staatlichen Leben besteht. Aus der Verbindung einer eigenthümlich persönlichen Verpflichtung mit dem Empfang von Land und dann der Uebertragung von Hoheitsrechten an Private erwuchs das Lehnwesen. Auf der andern Seite zeigt sich ein Streben zur Ausbildung genossenschaftlicher Verbindungen, die ebenfalls staatliche Befugnisse an sich bringen, wie es uns besonders in der Entwickelung der Städte entgegentritt. Königthum, Lehnwesen und Städtewesen sind die großen Bildungen, in denen sich das politische Leben des Mittelalters bewegt, der Zeit, wo der Germanische Einfluß vorherrschend war.

Von der größten Wichtigkeit aber war die Verbindung der Germanen mit dem Christenthum. Die Annahme desselben beginnt mit den großen Wanderungen, und verhältnißmäßig schnell sind die Stämme dazu gebracht, welche die alte Heimath verlassen hatten und schon in neue Verhältnisse übergegangen waren. Dagegen sind Jahrhunderte verflossen, bis auch bei den letzten die Predigt des göttlichen Worts Eingang gefunden hat. Da es aber geschehen, war es die bedeutendste Einwirkung, welche die Deutschen erfahren konnten. Und andererseits sind auch durch sie dem Christenthum neue Wege eröffnet.

Man streitet, was vor allem der Welt des Alterthums

ein Ende gemacht, eine neue Zeit heraufgeführt habe: nicht der Verbreitung der Germanen, dem Herrschendwerden des christlichen Bekenntnisses, meinen Manche, sei dieser Erfolg zuzuschreiben. Aber wie doch das Christenthum nicht allein der Welt des Alterthums ein neues Leben einzuhauchen vermochte, zeigt jenes Byzantinische Reich, das sich ein Jahrtausend unter der Herrschaft des Christenthums erhielt, ohne daß Staat und Volk einer Kräftigung und Verjüngung theilhaftig wurden. Das Christenthum bedurfte eines neuen, frischen Bodens, um seine volle, nicht blos für den Einzelnen beseligende, sondern für das ganze Völkerleben mächtig wirkende Kraft zu entfalten. Einen solchen Boden gewährte ihm zunächst und vor Allem das Germanenthum. Nicht dies allein für sich, aber in Verbindung mit dem Christenthum, die Vereinigung des christlichen und Germanischen Elements beherrscht das Leben der Europäischen Völker in den Jahrhunderten, die wir unter dem Namen des Mittelalters zusammenfassen.

Das Christenthum hatte einen nahen Zusammenhang mit der Römischen Welt, ihrer Bildung, ihren Erinnerungen. Die Kirche bewahrte die Römische Sprache und mit ihr auch die Denkmäler der alten Literatur. Im Abendland gewann der Bischof, der seinen Sitz in Rom hatte, einen Vorrang vor den andern, einen leitenden Einfluß auf alle die, welche mit ihm in der Gemeinschaft des Bekenntnisses standen. Längere Zeit blieb Rom ein Glied des Oströmischen Reichs; bei der Entfernung des Kaisers aber, und als es später zu Streitigkeiten mit demselben kam, geschah es, daß der Bischof selbst hier die höchste Gewalt auch in weltlichen Dingen übte, daß er überhaupt als ein Vertreter des Römerthums, des Römerreichs dastand.

Wie aber für das Christenthum, so hatten auch für die Kirche und für ihr Oberhaupt, den Römischen Bischof, die Germanen eine besondere Bedeutung. Bei ihnen war seiner Wirksamkeit ein weiter Raum gegeben. Seit die Deutschen dem Christenthum, oder doch dem Römischen Bekenntniß, im

Gegensatze gegen das Arianische, dem Viele zu Anfang anhingen, gewonnen waren, zeigten sie ihm besondere Ergebenheit: es ward von vorne herein ein Verhältniß der Abhängigkeit begründet, wie es den Romanen und ihrer Geistlichkeit gegenüber nur schwer zur Geltung gebracht ist. Auch unmittelbare Hülfe erhielt die Kirche von den Deutschen: diese schützten die abendländische Christenheit gegen die Gefahren, welche das noch unbezwungene Heidenthum anderer Stämme und der mächtig vordringende Muhammedanismus ihr drohten. Der Römische Bischof, dessen besondere Stellung nicht am wenigsten darauf beruhte, daß er keinem der verschiedenen Germanischen Reiche unmittelbar angehörte, bedurfte doch einer Stütze, der er sich zu verschiedenen Zwecken bedienen konnte.

Diese fand er bei den Franken.

Unter allen Deutschen Stämmen hat der der Franken die größte Bedeutung erlangt. Nicht daß er am weitesten gewandert ist oder die ausgedehntesten Gebiete wirklich Deutsch gemacht hat. Nur dem Lande am linken Rheinufer, an der Mosel und Maas bis an die Schelde und etwas südlich von dieser, haben die Franken vollständig den Germanischen Charakter gegeben. Aber ihr König hat ganz Gallien erobert, den Herrschaften der Burgunder und Westgothen hier ein Ende gemacht; er hat zugleich die Mehrzahl der Deutschen Stämme sich unterworfen, Alamannen, Thüringer, Baiern, einen Theil der Friesen; er hat dergestalt ein Reich aufgerichtet, das Romanische und Deutsche Bevölkerung umfaßte, und zwar so, daß beide sich ungefähr das Gleichgewicht hielten. Der Sitz der Herrschaft war auf Romanischem Boden, und die Ueberreste alter Bildung und das Christenthum wurden von hier aus den Franken und den ihnen verbundenen Stämmen zugetragen; aber die Kraft des Reiches lag in den Deutschen Theilen: hier fand es immer wieder neue Elemente der Stärkung. Dies war insonderheit der Fall, als an die Stelle des älteren Merovingischen Königshauses, das bald romanisirt und dann entartet, zuletzt aller Kraft und allen Ansehens beraubt war, das Geschlecht der

Arnulfinger trat, das die Herrschaft anfangs ohne den königlichen Namen, seit Pippin, Karl's Vater, auf mannichfach neuen Grundlagen, aber in den Formen des alten Königthums, führte.

Pippin war es, der auch die früher eingeleitete Verbindung mit der Kirche und ihrem Oberhaupt, dem Römischen Bischof, enger knüpfte. Dieser gab dem neuen Königthum Anerkennung und Weihe; dafür erhielt er die Hülfe Pippin's gegen die Langobarden, die den Rest der Römischen Besitzungen in Italien und Rom selbst zu unterwerfen suchten. Pippin's Vorgänger Karl Martell hat sich der Arabischen Macht entgegengestellt. Er und die andern Herrscher des Hauses beförderten auch die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland. Sie waren die Stützen der Kirche, deren Interessen mit den ihren mehr und mehr zusammenwuchsen.

In diese Verhältnisse ist Karl eingetreten. Nach allen Seiten hin führt er weiter, bringt er zum Abschluß, was dergestalt begonnen war. Mit Kraft und Energie setzt er den Weg der Eroberung fort, führt er völliger die Deutschen und Romanischen Stämme auf dem Continent zusammen, knüpft die Verbindung mit der Kirche enger als zuvor, und gelangt zu einer Stellung, für die der Name des Römischen Kaiserthums als ein geeigneter Ausdruck erscheinen konnte.

In Deutschland unterwarf er die Sachsen und den bis dahin unabhängigen Theil der Friesen: in einem langen, schweren Kampf, durch harte, grausame Maßregeln ward der Widerstand gebrochen; die alte Volksfreiheit und der alte Glaube erlagen; aber es war der Weg, um diesen Theil des Deutschen Volks in Verbindung mit den übrigen Stämmen zu bringen, um ihn in die Gemeinschaft der Christenheit aufzunehmen.

Karl machte auch einem selbständigen Reich der Langobarden ein Ende und fügte dies seiner umfassenden Herrschaft ein. Das letzte der Germanischen Reiche auf dem Continent, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen, erlag so dem Fränkischen König. Nur Reste der Westgothen in den Spanischen Bergen, die anfingen, sich der Arabischen Uebermacht zu erwehren,

standen außen vor; aber auch ihr Fürst ehrte Karl als Herrn und Gebieter. Selbst bei den Angelsachsen und den fernen Schotten übte der Fränkische König Einfluß.

Das abendländische Europa, in einem Umfang, wie es bisher nie vereinigt gewesen, war Karl unterthan: die Romanischen Lande mit den alten Sitzen der Imperatoren, an die die Erinnerungen der Vergangenheit sich knüpften, und die Deutschen Stämme, auf denen die Zukunft beruhte. Diese Herrschaft fiel fast ganz mit dem Umfang der katholischen Kirche zusammen. Auch in der Ferne ehrte man Karl als den Schützer, den Vertreter der abendländischen Christenheit: Jerusalem selbst, die heilige Stadt, trat unter seinen Schutz.

So war seine Stellung nicht mehr die eines Fränkischen Königs: sie war eine umfassendere, allgemeinere. Eben der Ausdruck dafür war die kaiserliche Würde.

Es war ein alter Name. Doch empfing er eine neue Bedeutung, einen neuen Inhalt. Ein kirchliches Element machte sich geltend: der Kaiser sollte das weltliche Haupt der Christenheit sein, wie der Papst das geistliche; so standen sie neben einander, unter sich eng verbunden, doch so, daß der Kaiser die höhere Macht und die leitende Gewalt hatte. Die Verbindung des Germanischen und christlichen Elements hat hier ihren vollsten Ausdruck erhalten, die Idee einer kirchlich-weltlichen Einheit Verwirklichung gefunden.

Das Kaiserthum kommt auch nicht als eine besondere Gewalt zu dem, was Karl schon besitzt, hinzu: es nimmt dies in sich auf, ist der Vereinigungspunkt für die verschiedenen Herrschaften, die zusammengebracht waren. Allen Angehörigen des Reichs gegenüber fühlt sich Karl in neuer Stellung. Doch sind es mehr höhere Pflichten als größere Rechte die davon abgeleitet werden.

Die Verfassung des Reichs behält ihren Germanischen Charakter: wie viel Karl im Einzelnen anordnet, einrichtet — und die umfassendste, großartigste Thätigkeit hat er hier entfaltet —: die Grundlagen bleiben die alten des Fränkischen Staats. Von

Anwendung Römischer Institutionen oder Einfluß Römischer Anschauungen findet sich keine Spur. Karl's Streben ist hauptsächlich darauf gerichtet, eine staatliche Einheit durchzuführen, ohne doch der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme zu nahe zu treten. Diese behalten ihr angestammtes Recht, zum Theil eingeborene Vorsteher. Aber den allgemeinen Anordnungen zur Beschaffung der nöthigen Streitkraft nach außen, zur Aufrechthaltung von Recht und Frieden im Innern, zur Ordnung und Besserung von mancherlei Verhältnissen, zur Förderung christlichen Lebens und des Dienstes Gottes müssen sie sich unterwerfen. Der Kaiser selbst ist überall thätig, er und sein Hof der Mittelpunkt der ganzen Staatsleitung; große Reichsversammlungen, die alljährlich abgehalten werden, dienen, die Interessen und Bedürfnisse der verschiedenen Reichstheile zu vereinigen, gemeinsame Grundsätze in der Rechtspflege, der Verwaltung und sonst zur Geltung zu bringen. Außerordentliche Abgesandte, die Königsboten, gehen alljährlich in die Provinzen, um eine mehr unmittelbare Einwirkung von dem Mittelpunkt des Reichs aus auf die öffentlichen Verhältnisse zu üben, eine Aufsicht über die gewöhnlichen Beamten, die Grafen, auch die Geistlichen, und zugleich über alle Angelegenheiten des staatlichen und kirchlichen Lebens zu führen. Die engste Verbindung zwischen Staat und Kirche zeigt sich in diesen Einrichtungen: die Königsboten sind theils Weltliche, theils Geistliche, die Reichsversammlungen zugleich Kirchenversammlungen. Auf beiden Gebieten übt der Kaiser die oberste Gewalt, ist sein Wille bestimmend und entscheidend. Doch wird er thätig nur unter dem Rath und der Mitwirkung anderer Gewalten, des Papstes, der Großen des Reichs, mitunter des Volks in weiteren Kreisen. Dies versammelt sich wenigstens dreimal im Jahr auf den allgemeinen Gauversammlungen; hier werden auch Veränderungen des Rechts zur Annahme vorgelegt; aus der Mitte der Freien werden die Urtheiler genommen, die das Recht weisen; auch an der Bestellung der Vorsteher der kleineren Abtheilungen des Volks, die regelmäßig die Gerichte hielten, haben jene einen ge-

wissen Antheil. So findet die alte Freiheit noch Raum n dem Reich des mächtigen Herrschers, der nicht das Leben des Volks erdrücken, überall nur seine Gewalt zur Geltung bringen will, sondern seine Ordnungen wesentlich nur über die der kleineren Kreise hin breitet. Karl ist auch bedacht, daß die sich entwickelnden Beneficial- und Vassallitätsverhältnisse, die auf der Uebertragung von Land zu Nießbrauch und der Begründung einer eigenthümlichen persönlichen Abhängigkeit beruhen, nicht der Freiheit des Volks und vor Allem nicht den staatlichen Verpflichtungen Abbruch thun. Hier und in gewissem Sinne, muß man sagen, überall ist es ihm nicht gelungen, vollständig zu erreichen, was er anstreben mochte. Aber sein weiter Blick und seine umfassende Thätigkeit verdienen Bewunderung. Die Gesetzgebung ist in den Jahrhunderten des Mittelalters nur selten so thätig gewesen wie damals. Und im Ganzen sind es immer die Germanischen Grundlagen des Staats, die eine weitere Anwendung und Ausbildung erhalten, wenn auch nach einer bestimmten Richtung hin und ohne ganz den vorliegenden Bedürfnissen zu genügen.

Dagegen ein anderes in den Strebungen Karl's, die Sorge für Literatur und Bildung, ruht auf kirchlichem, Römischem Grunde. Tief gesunken ist in den Jahrhunderten, die dem Untergang des Römischen Reichs folgten, alle wissenschaftliche Bildung; die Deutschen waren ihrer überall nicht theilhaftig, die Römer versanken in Barbarei; eben nur in der Kirche erhielt sich eine gewisse Beschäftigung mit literarischen Gegenständen; aber auch hier hatte Rohheit und Unwissenheit die Oberhand, am meisten vielleicht im Fränkischen Reich, während einzelne Ueberbleibsel antiker Bildung sich in Italien zeigen, andere eine Zuflucht bei den Angelsachsen auf der Brittischen Insel gefunden hatten. Von hier kam mit den Christenbekehrern Deutschlands eine Anregung nach dem Fränkischen Reich; von hier und aus Italien holte sich auch Karl die Männer, durch deren Unterricht und Lehre er einen besseren Zustand zu begründen suchte: Alcuin, Petrus von Pisa, Paul Warnefried's Sohn,

und Andere. An dem Hofe selbst ward eine Schule eingerichtet. Die Angehörigen der kaiserlichen Familie und junge Männer, welche hier erzogen wurden, nahmen an dem Unterricht Theil; Karl selbst verschmähte nicht, noch in älteren Tagen die Elemente der Bildung sich anzueignen, und nahm Interesse an den Studien, mit denen man sich damals beschäftigte. Grammatik, Dialektik, Mathematik, lateinische Poesie, Geschichtschreibung fanden außer den theologischen Disciplinen Pflege und Ausbildung. Sprache und Schrift wurden gereinigt und geregelt; man las die classischen Autoren und bildete an ihnen seinen Geschmack für bessere Form. Der Geschichtschreibung gaben die Thaten Karl's, die großen Ereignisse der Zeit einen reichen Stoff und damit auch einen neuen Aufschwung. Und sind es zunächst mehr einzelne hervorragende Männer, welche an diesen Arbeiten Antheil nahmen, bald wurde doch durch Anlage von Schulen in den verschiedenen Bisthümern und Klöstern die Bildung der Zeit wenigstens unter der Geistlichkeit weiter verbreitet, auch nach den Deutschen Theilen des Reiches hin, wo Fulda, Sangallen, Salzburg Mittelpunkte ersprießlicher Wirksamkeit wurden. — Auch die Kunst findet eine gewisse Pflege; Karl's Bauten, namentlich in Aachen, kommen da in Betracht. Auch hier sind es zunächst Römische Vorbilder, denen man folgte: werthvolle Baustücke wurden geradezu aus Italien herbeigeholt und verwendet.

Diese Bestrebungen haben aber der eigenthümlich Deutschen Entwickelung keinen Abbruch, eher, so viel wir sehen, Vorschub gethan. Das Deutsche Volk hat vielfach fremde Anregungen auf sich wirken lassen, fremde Bildungselemente sich angeeignet, aber sie dann immer dergestalt verarbeitet, daß sie zu einem wahren Eigenthum geworden sind und auch nur dazu gedient haben, die eigenen Anlagen völliger zu entwickeln. Alsbald kam es zu Arbeiten auch auf dem Gebiet der heimischen Sprache. Karl ließ die alten Heldenlieder sammeln und aufzeichnen; unter seinem Sohn und Enkel bearbeiteten ein Sächsischer Dichter und der Mönch im Klo-

ster Weißenburg im Elsaß, Otfried, die evangelische Geschichte in Deutschen Versen; namentlich in dem Werke des ersten, dem sogenannten Heliand, macht sich eine eigenthümlich nationale Auffassung geltend. Karl bestimmte auch die Deutschen Namen der Winde und Monate; er soll sich selbst mit einer Deutschen Grammatik beschäftigt haben.

Ueberhaupt war er Deutsch von Geburt und Wesen und vergaß des Deutschen Ursprungs auch im kaiserlichen Purpur nicht. Nur in seltenen Fällen bediente er sich der fremden Tracht, umgab er sich mit Römischem Pomp und Ceremoniell; sonst liebte und bewahrte er Deutsche Kleidung, Deutsche Sitte. Er hielt sich auch meist auf Deutschem Boden auf; hier lagen die Pfalzen, in denen er wohnte, wenn ihn nicht die Angelegenheiten anderer Reichstheile in Anspruch nahmen, wo er namentlich in der Zeit des Winters, da der Krieg ruhte, verweilte und das Weihnachtsfest feierte; die meisten Reichsversammlungen wurden hier abgehalten. Der Schwerpunkt des Reichs, der bis dahin in den Romanischen Theilen gelegen, ist dergestalt jetzt in die Deutschen Gebiete übertragen.

Es ist wahr, Karl's Reich war kein ausschließlich Deutsches und sollte es nicht sein. Sein Standpunkt war ein allgemeinerer, der der Kirche, der abendländischen Christenheit; selbst an eine Vermählung mit der Griechischen Kaiserin, so vielleicht an eine Vereinigung des christlichen Westens und Ostens, hat er gedacht. Die Idee des Weltreichs, die aus dem Alterthum stammt und die von der Kirche aufgenommen und mit ihren Strebungen verbunden ist, beherrscht ihn und bestimmt sein Handeln. Gewiß aber ein ganz Anderes ist das als der Ehrgeiz des bloßen Eroberers. Karl führt zum Abschluß, was seit Jahrhunderten begonnen, was eben der Weg war zu einer Neugestaltung der Verhältnisse Europa's überhaupt, der Deutschen insbesondere.

Eine solche Vereinigung von Völkern und Staaten unter eine Herrschaft pflegt nicht von langer Dauer, nicht das letzte

Ziel historischen Lebens zu sein; aber sie ist nicht selten der Durchgang und Uebergang zu neuen Bildungen.

Auf diesem Wege sollten die Deutschen Stämme, die vorher ohne nähere Verbindung dastanden, kaum ein bestimmtes Bewußtsein ihrer Volkseinheit hatten, vereinigt, dem Christenthum verbunden, der Elemente zur Fortbildung ihrer Anlagen theilhaftig gemacht werden.

Man darf sagen: nun war es erreicht, durch die gewaltige Persönlichkeit des großen Kaisers vollbracht, worauf es ankam. Nun war Raum zu einer neuen, für das Deutsche Volk zu einer mehr nationalen Entwickelung.

Diese konnte nur eintreten, indem das Werk Karl's, wie es bestand, verfiel, eine Auflösung sich geltend machte, die zunächst den Charakter der Zerrüttung an sich trägt, in der aber eben die Keime eines neuen Lebens liegen. In dem Verlauf von Theilungen und inneren Streitigkeiten unter Karl's Sohn und Enkeln, die zunächst von anderen historischen Verhältnissen abhängen, kommt es zu einer Trennung des Deutschen Landes von den Romanischen Theilen der Monarchie, bildet sich ein Reich aus, das einen nationalen Charakter an sich trägt, das zuerst in der Verduner Theilung im Jahre 843 hervortritt, in den folgenden Ereignissen seine weitere Ausbildung und Festigung erhält.

Die Möglichkeit, daß es dazu kam, hat am Ende auch Karl gegeben; indem er Anderes wollte, bahnte er hierzu den Weg.

Nicht unmittelbar das, was er aufgerichtet, hat Bestand gehabt. Aber die folgende Entwickelung Europa's, insonderheit Deutschlands, ist bestimmt durch sein Walten und Thun. Die Geschichte hat ihn mit Recht den Großen genannt.

2. Heinrich I. und die Ottonen.

Die Geschichte des Deutschen Volkes zeigt nicht, wie die anderer Völker, den regelmäßigen Verlauf eines organischen Lebens: Wachsthum, Blüthe, Untergang. Mehr als einmal scheint ein Nachlaß in der Entwickelung einzutreten, macht sich auch wirklich ein Verfall geltend; aber immer folgt dann eine neue Erhebung, und nur als ein Zeichen der Kraft und Lebensfähigkeit des Deutschen Volkes ist es zu betrachten, daß dasselbe dergestalt verschiedene Stufen durchlaufen hat.

Nachdem es seine Kraft hergeliehen, einem großen Theile Europa's ein neues Leben einzuhauchen, und in dem Fränkischen Reich zuletzt eine der großartigsten Erscheinungen der Geschichte in's Dasein gerufen, zieht es sich jetzt mehr auf sich selber zurück, gestaltet sich zum ersten Mal zu einem einheitlichen und für sich abgeschlossenen staatlichen Körper, um dann freilich alsbald noch einmal, von dem so gelegten Grunde aus, die Hand auszustrecken nach der Behauptung jener höheren umfassenden Gewalt, welche in dem Kaiserthum gegeben war.

Der Uebergang aus der einen Entwickelung in die andere ist von unerfreulichen Erscheinungen begleitet, wie der Uebergang aus dem Alterthum in die Neue Zeit es war. Wieder tritt ein Verfall des Bestehenden ein, und nur allmählich und unter schweren Kämpfen macht sich das Neue Raum. Alle Theile des Karolingischen Reiches sind davon betroffen. Vor den andern Angehörigen desselben aber haben die Deutschen sich gesammelt, sich auf den neuen Bahnen zurecht gefunden, die Gefahren, die ihnen drohten, überwunden.

Das Reich, welches durch den Verduner Vertrag begründet war und als der Anfang des Deutschen Reichs betrachtet werden muß, bedurfte noch in vieler Beziehung der Befestigung und Ausbildung, ehe es als sicher begründet, wirklich auf nationalen Grundlagen beruhend angesehen werden konnte.

Es war zunächst ein Theil des Fränkischen Reichs, ruhte auf der Persönlichkeit des Regenten, jenes Ludwig, den die Geschichte den Deutschen beigenannt hat, hatte, da mehrere Erben vorhanden, weitere Theilungen zu befahren, konnte, wenn die Verhältnisse der Familie dazu führten, auch sonst anders gestaltet, mit den abgetrennten Romanischen Landen wieder vereinigt werden.

Beides geschah. Das Letzte einmal durch den Vertrag zu Marsen 870, in der Weise, daß die im Westen noch fehlenden Gebiete mit Deutscher Bevölkerung hinzugefügt wurden, dann aber freilich auch so, daß es zu einer Ausdehnung über Romanische Lande kam, die zuletzt zu dem Reiche Lothar des Jüngern gehört hatten und seitdem mit jenen zusammen als Lotharingien bezeichnet wurden. Eine Zeit lang fand auch eine Wiedervereinigung aller Theile des Karolingischen Reichs, unter einem der Söhne Ludwig des Deutschen, statt, während vorher dieser mit zwei Brüdern wirklich die väterliche Herrschaft getheilt hatte. Aber das Eine wie das Andere war von kurzer Dauer. Und daß der Begriff eines Deutschen Reichs sich in dieser Zeit nicht wieder verloren, sondern nur befestigt hat, zeigte sich, da man den unfähigen Herrscher der ganzen Monarchie, Karl den Dicken, verließ und die einzelnen Theile sich andere Könige setzten: da blieben die Deutschen Stämme zusammen, handelten in Gemeinsamkeit; sie alle und nur sie erkannten den Arnulf als ihren König an und trennten so auf's Neue, nun schon mit einem gewissen Bewußtsein, ihre Wege von denen der andern Völker, mit denen sie verbunden gewesen waren.

Da Arnulf als unehelicher Sohn eines Karolingers überall kein bestimmtes Recht auf Erbfolge hat, ist seine Erhebung eine wahre Wahl; und in Folge davon erhält diese überhaupt eine größere Bedeutung: sie bindet sich auch ferner an das Geschlecht, aber sie schließt die Theilung aus. Die Deutschen Stämme sind nun wirklich staatlich verbunden; nur jenes Lothringen nimmt, wie es seine Nationalität und Geschichte mit sich

bringt, noch eine mehr abgesonderte Stellung ein und wird erst allmählich dem Deutschen Reiche fester vereinigt.

Auch in den andern Stämmen regt sich freilich ein Verlangen wieder nach einer gewissen Selbständigkeit. Die Einheit der Nation hat sich nur allmählich geltend gemacht, auch nie allein die Herrschaft gewonnen. Ein Streben zur Ausbildung kleinerer selbständiger Kreise geht immer daneben her und zeigt seinen Einfluß bald auf die eine, bald auf die andere Weise. In dieser Zeit sind es die großen Stämme, die, da die Nationen sich bilden und trennen, auch nach einer Anerkennung ihrer Besonderheit trachten, ohne sich damit der Einheit eines umfassenden Reichsverbandes entziehen zu wollen. Es zeigt sich dies in dem Emporkommen der herzoglichen Gewalten, die, unter den letzten Herrschern des Fränkischen Reiches abgeschafft, nun wieder hervortreten und sich Anerkennung zu erkämpfen suchen.

Die Könige, festhaltend an den Grundsätzen der Karolingischen Verfassung, bestimmt auch von der hohen Geistlichkeit, die Allem entgegentritt, was der Einheit des Reichs, aber auch ihrer eigenen Selbständigkeit, Gefahr zu bringen droht, treten dem zuerst fast überall entgegen. Daraus entspinnen sich Kämpfe, die namentlich den Anfang des 10. Jahrhunderts erfüllen: der damals herrschenden Unruhe und Zerrüttung liegt hauptsächlich dies zu Grunde.

Die innern Streitigkeiten geben den feindlichen Nachbarn, Dänen, Slaven und namentlich den neu an den Deutschen Grenzen auftretenden Ungarn die Möglichkeit, ihre verheerenden Züge in das Innere Deutschlands zu tragen und so die eingebrochene Zerrüttung zu vermehren. Das ist unter Arnulf's Sohn, Ludwig dem Kinde, der Fall; das auch unter Konrad I., der als Haupt einer zuletzt im Bund mit der Geistlichkeit siegreichen Partei die königliche Herrschaft erhält und unter dem Einfluß jener den Kampf gegen die herzoglichen Gewalten fortsetzt.

Anders Heinrich I., der erste des Sächsischen Hauses, aus einem Geschlecht, das schon eine Zeit lang eine herzogliche Stel=

lung in Sachsen einnahm, dessen Erhebung zuletzt Konrad selbst, da er das Vergebliche seiner Bemühungen einsah, empfohlen hatte. Er ging auf die veränderte Lage der Dinge ein und bot die Hand zu einer neuen Ordnung des Reichs.

Heinrich ist eine gemäßigte, besonnene, klare Natur: das Nächste, das Nothwendige faßte er in's Auge; dies aber wußte er zu erreichen, und seine Wirksamkeit ward eben darum eine um so folgenreichere und gedeihlichere für Deutschland.

Er verständigte sich mit den Herzögen: er erkannte sie als die Häupter der Stämme an, die in ihnen zunächst ihre Vorsteher und Führer fanden, während sie mit diesen dem König sich unterzuordnen, dem Reich einzufügen hatten. Das Königthum wird eine mehr mittelbare Gewalt, indem die Herzöge zwischen ihm und dem Volke stehen. Dabei ist aber Heinrich doch bedacht, die alten königlichen Rechte zu wahren, später auch schon wieder einer zu großen Selbständigkeit der Herzogthümer entgegenzuwirken; der Geistlichkeit gewährt er nicht denselben Einfluß wie seine Vorgänger; seine Macht stützt er außerdem auf das Heimathland Sachsen, wo er keinen Herzog unter sich hat.

Auf den Grundlagen, die so gelegt waren, gelang es ihm auch, Lothringen, das sich ganz abgetrennt hatte, wieder, und nun dauernd, dem Deutschen Reiche zu verbinden.

Heinrich trug auch Sorge für die Befestigung größerer Wohnplätze und traf Maßregeln, welche zunächst die Sachsen an städtisches Zusammenleben gewöhnen konnten; er ordnete das Heerwesen und bildete eine leichte Reiterei.

So gelang ihm, den Ungarn Stand zu halten und sie zurückzuschlagen. Ebenso besiegte er die Dänen und nahm die von Karl begonnene Unterwerfung der Slavischen Stämme im Osten wieder auf, die zunächst jedoch unter einheimischen Fürsten blieben.

Das Reich hatte nicht ausschließlich Deutsche Bevölkerung; aber es beruhte durchaus auf dieser; und Anderes wird zum Begriff des nationalen Reiches nie erfordert.

Das Deutsche Volk ist sich nun auch seiner Zusammengehörigkeit und Einheit in aller Weise bestimmter bewußt geworden. Der Name, dessen wir uns jetzt bedienen, seit dem 9. Jahrhundert von der Sprache gebraucht, hat Anwendung auf das Volk und dann auch auf das Reich erhalten.

Auf dem Grund, den Heinrich gelegt, baute Otto weiter. In unsern Deutschen Königsgeschlechtern nimmt wiederholt der Zweite in der Reihe die glänzendste Stellung ein: wie Karl zu Pippin, Heinrich III. zu Konrad II., Friedrich I. zu Konrad III., steht Otto I. zu Heinrich. Eine hochstrebende, stolze Natur; etwas Herbes, Strenges lag in seinem Wesen; doch auch edel, großsinnig hat er sich gezeigt, unbeugsam hielt er an seinem königlichen Recht und Ansehn fest, und mit der Macht wollte er auch den Glanz der Krone. Auf das feierlichste ließ er sich zu Aachen salben und krönen, hier auch von den Herzögen die Ehrendienste leisten, welche sonst den Hofbeamten oblagen.

Eben mit den Herzögen kam es bald zu Conflicten, die zu Kämpfen führten, welche sich durch einen großen Theil von Otto's Regierung hinzogen. Nicht sie zu besiegen dachte er, aber sie sollten Beamte, Vassallen sein; die königliche Gerichtsbarkeit machte er gegen sie und ihre Leute mit Entschiedenheit geltend. Die alten Herzöge aus Heinrich's Zeit haben, soweit sie nicht vorher gestorben, in diesen Kämpfen ihren Tod gefunden; dann wurden ergebene Männer, Mitglieder der königlichen Familie, als ihre Nachfolger eingesetzt, der Bruder in Baiern, der Sohn in Schwaben, der Schwiegersohn in Lothringen; in Franken, zu dem der König sich in einem besonders nahen Verhältniß stehend ansieht, wird das Herzogthum ganz beseitigt. Dennoch bricht der Widerstand wieder hervor, alle weltlichen Großen fast treten dem König feindlich gegenüber. Aber er behauptet sich und führt sein Vorhaben nur noch entschiedener durch. Andere Gewalten werden neben den Herzögen erhoben, zur Wahrnehmung der eigenthümlich königlichen Rechte die Pfalzgrafen bei den verschiedenen Stämmen eingesetzt, die Grenzvertheidigung zunächst in Sachsen unabhängigen Mark-

grafen übertragen, die auch wohl den herzoglichen Titel führen, und von denen einer, Hermann Billung, später eine herzogliche Gewalt auch in Sachsen erhält, aber in beschränktem Umfang und mit beschränktem Recht. Außerdem aber hat Otto sich vornehmlich wieder auf die Geistlichkeit gestützt, indem er ihr wohl einen neuen Zuwachs an Macht und Rechten gewährte, sie aber auch in Abhängigkeit hielt, zu den Stützen seiner Herrschaft machte: ergebene Männer, der Bruder Brun, ein unehelicher Sohn des Königs, erhielten die Erzbisthümer Cöln und Mainz; Männer, die in der Hofcapelle gedient, wurden zu den Bisthümern befördert, viele unter ihnen persönlich ausgezeichnet und nicht unwürdig der hohen Stellung, die sie einnahmen, aber häufig doch mehr Staatsmänner als wahre Diener der Kirche.

Es ist Otto gelungen, durch die Maßregeln, die er so ergriff und mit Consequenz und Energie zur Ausführung brachte, seine Macht dergestalt zu befestigen, daß in seinen letzten Jahren das Ansehn des Königs und die auf ihm beruhende Einheit des Reiches größer waren als in irgend einer anderen Periode unserer Geschichte.

Und nun vermochte er auch die äußeren Feinde vollständiger zu besiegen, als es der Vater gethan: die Ungarn schlug er mit der Macht des geeinigten Reichs auf dem Lechfeld bei Augsburg, also daß ihren verheerenden Zügen ein Ende gemacht ist; er setzte den Kampf gegen die Slaven mit den größten Erfolgen fort, indem er jetzt die vollständige Unterwerfung und Annahme des Christenthums forderte: eine Reihe von Bisthümern ward auf dem Boden ihres Landes begründet und dasselbe auch für das Gebiet der Dänen auf dem Festland gethan.

Den andern Reichen gegenüber, die aus der Karolingischen Monarchie hervorgegangen waren, behauptete Otto einen Vorrang, eine Art Oberhoheit. Schon unter Arnulf zeigt sich etwas Aehnliches, bei Frankreich, Burgund und Italien. Heinrich hat es wenigstens nicht aufgegeben. Entschiedener tritt es unter Otto hervor, der als Schiedsrichter in Frankreich waltet, den Bur-

gundischen König in Abhängigkeit hält, den Italischen förmlich als Vassall huldigen läßt. Dies aber steht dann in Zusammenhang mit dem Anspruch, den der Deutsche König auf das Kaiserthum zu haben schien.

Seit Karl ist mit dem Kaiserthum eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen. Unter ihm war es eine oberste weltliche Gewalt in der abendländischen Christenheit, deren weitaus größeren Theil er unmittelbar beherrschte; dieselbe war mit dem Fränkischen Königthum und eben dadurch auch mit seinem Geschlecht untrennbar verbunden; Karl selbst übertrug sie dem einzigen ihn überlebenden Sohn. Die Sache wurde anders, als es zu Theilungen unter Karl's Enkeln, Ludwig's Söhnen, kam; der Vater versuchte, dem älteren, Lothar, mit der kaiserlichen Würde einen Vorrang und eine Oberhoheit über die Brüder zu sichern; aber es scheiterte an dem Widerstand dieser, und die Verduner Theilung stellte die Herrscher der drei Reiche ganz unabhängig neben einander; das Kaiserthum ward auf Lothar's Antheil, nach seinem Tode wieder auf den Antheil eines seiner Söhne, auf Italien, beschränkt. Und als dann mit diesem bereits das Geschlecht Lothar's erlosch und nun die Deutsche Linie der Karolinger dem Erbrechte nach die nächste war, ertheilte der Papst dem jüngeren Bruder Karl die kaiserliche Krönung; nach dessen Tode gedachte er sogar einem Großen des Reichs, der keinerlei königliche Herrschaft hatte, diese höchste Würde zu übertragen. Dem widersetzen sich dann die Deutschen Karolinger: Ludwig des Deutschen Sohn, Karl, erhält das Kaiserthum, aber, wie sein Vorgänger, in Rom durch den Papst. Nach ihm nimmt Arnulf das gleiche Recht in Anspruch und setzt es durch, während vorher und wieder nachher mehrere der Italischen Könige auch zur kaiserlichen Würde gelangen. So viel hat der Römische Bischof, dessen Macht in dieser Zeit überhaupt im Steigen begriffen war, erreicht, daß hinfort nur seine Weihe die Würde selbst ertheilen konnte. Aber dem Versuch zu freier Verfügung stellten die Deutschen Könige ihr Recht entgegen, und hiermit verband sich der Anspruch auf Herrschaft

oder Oberhoheit in Italien; und wenn etwas Aehnliches auch in Burgund und Frankreich geltend gemacht ward, so ließ sich auch das an den Begriff des Kaiserthums als einer umfassenden höheren Gewalt im Abendland anknüpfen, die wohl andere Gewalten zuließ, wenn sich dieselben ihr nur beugten und unterordneten. Vor Allem aber hatte der Deutsche König die Aufforderung, nach dem Besitz der kaiserlichen Würde selbst zu trachten.

Ludwig das Kind und Konrad haben daran freilich nicht denken können. Aber schon Heinrich hat es, wie bestimmt bezeugt wird, gethan, da er im Uebrigen seine Aufgabe gelöst hatte; nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung. Otto hat dann auch dies vollbracht, hat später, noch bei seinen Lebzeiten, auch dem Sohn die kaiserliche Würde ertheilen lassen: und er hat so entschieden den Grundsatz zur Geltung gebracht, der hinfort allgemein anerkannt ist, daß allein der Deutsche König Kaiser sein, diese Würde selbst aber nur in Rom empfangen könne. Aber auch bevor es dazu gekommen, übte derselbe die kaiserlichen Rechte; namentlich die Herrschaft in Italien stand ihm ohne Weiteres zu.

Otto hat mit voller Kraft seine Gewalt auch hier zur Geltung gebracht, hat den Widerstand, den er in Rom selber fand, mit durchgreifender Energie gebrochen, hat auch daran gedacht, den Süden des Landes, der noch Griechischer Herrschaft unterlag, in seine Gewalt zu bringen. Freilich ist das weder ihm noch den Nachfolgern gelungen. Aber die Verbindung mit Italien, mit Rom war fest geknüpft und ist aufrecht erhalten für lange Zukunft.

Oft und viel ist diese Verbindung Deutschlands mit Italien, des Deutschen Königthums mit dem Kaiserthum, beklagt und getadelt, den einzelnen Herrschern, die dafür thätig waren, dies wohl zum schweren Vorwurf gemacht worden. Und gewiß ist, daß hier viel Deutsche Kraft verzehrt ist, daß die Könige einen großen Theil ihrer Macht und Thätigkeit auf Aufgaben verwandt haben, die dem Deutschen Volke ferner lagen und mit

der Erfüllung der eigentlich nationalen Aufgaben in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Aber damals konnte eine solche Auffassung kaum eine Stätte finden. Die Idee des Kaiserthums beherrschte die Gemüther; sie stand in nahem Zusammenhang mit den universalen Tendenzen der Kirche, denen Alle sich hingaben. Wenn Jahrhunderte später ein Dante in dem Kaiserthum die einzige wahre Verwirklichung des Staates in der Christenheit erblickte, wie hätte man in dieser Zeit andere, nationale oder politische Rücksichten darüber stellen sollen? Die nationalen Triebe, wie sie auch in den staatlichen Bildungen der Zeit wirksam waren, hatten entfernt doch nicht eine solche Kraft, daß sich das Handeln der Einzelnen dadurch bestimmen konnte. Auch schon ein Recht zu umfassender Herrschaft, wie es für den Deutschen König mit dem Kaiserthum gegeben war, durfte nimmermehr hintangesetzt, außer Acht gelassen werden. Nur die Art und Weise, wie der Einzelne mehr oder weniger die besonderen Deutschen oder die allgemeinen Verhältnisse des Kaiserthums und dann vornehmlich die Italiens in's Auge faßte, macht einen Unterschied in der Politik der Könige: ganz auf Deutschem Standpunkt hat sich keiner halten können.

Wie wenig das im ganzen Mittelalter auch sonst möglich war, zeigt sich wohl am deutlichsten darin, daß in der Geschichtschreibung nirgends ein nationaler Standpunkt eingenommen ist: man schrieb Weltgeschichte oder Specialgeschichte; zu dem Begriff einer Deutschen Geschichte ist man nicht gelangt.

Und dieses Eingehen auf allgemeine Verhältnisse, auf die umfassenden Tendenzen des Kaiserthums, die Verbindung mit Italien insbesondere sind auch nicht ohne mannichfache fördernde Einflüsse auf das Deutsche Leben geblieben. Das Selbstgefühl der Nation ward gehoben, der Kreis der Anschauungen erweitert, neue Bildungselemente Deutschland zugeführt.

Die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die in den Unruhen der späteren Karolingischen Zeit danieder gelegen, nehmen einen neuen Aufschwung: in den Deutschen Klöstern, in Lothringen, Alamannien, besonders auch in Sachsen,

finden sie Pflege. Wenn auch nicht Kaiser Otto selbst, so doch Mitglieder seiner Familie, namentlich der Erzbischof Bruno, betheiligen sich daran. Die Geschichtschreibung brachte so ausgezeichnete Leistungen zu Stande, wie Widukind's von Corvey Bücher Sächsischer Geschichte, der Tochter Otto's, Mathilde, gewidmet. Die Nonne von Gandersheim Hrotsuit schrieb die Geschichte ihres Klosters und die Otto's selbst in Versen und dichtete Komödien nach dem Vorbild des Terenz. In Sangallen wurden alte Lieder der Deutschen Heldensage lateinisch bearbeitet. In Lothringen trieb man mathematische und philosophische Studien; etwas später erhielt Rheims durch die Wirksamkeit Gerbert's, des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, der in nahe Beziehungen auch zu dem Deutschen Königshause trat, eine besondere Bedeutung. Auch die Kunst fand Beachtung. Man baute besser und schmückte die Kirchen und Wohnungen mit Werken der Malerei und des Erzgusses. In der nächsten Zeit kam dieser zu rascher Ausbildung unter Bischof Bernward in Hildesheim. Anderswo schnitzte man geschickt in Elfenbein. Die merkwürdigen Sculpturen der Externsteine gehören vielleicht einer noch etwas früheren Zeit an.

Das zehnte Jahrhundert ist für Deutschland keine dunkle Zeit. Die Vorstellung, daß in diesem mehr, als in andern Jahrhunderten des Mittelalters, Rohheit und Barbarei geherrscht, ist von Frankreich entlehnt, wo die innere Zerrüttung fortdauerte und es zu keiner gedeihlichen Entfaltung nationaler Kräfte im politischen und geistigen Leben kommen ließ, während Deutschland sich mannichfacher und reger Entwickelung erfreute.

Man mag es hervorheben, daß in dieser Zeit auch die Frauen einen nicht unbedeutenden Antheil an den allgemeinen Interessen nahmen, voran die Königinnen, Heinrich's Gemahlin, die schlichte, verständige Mathilde, die sich später ganz dem Dienst der Kirche und frommen Werken widmete; Adalheid, eine Burgundische Prinzessin, Wittwe des Italischen Königs, der sich Otto nach dem Tode der ersten Frau vermählte, eine hochstrebende Natur, aber auch der Kirche ergeben, und nahe

befreundet mit Männern, durch welche damals eine Reform des Klosterwesens und bald der kirchlichen Verhältnisse überhaupt angestrebt wurde; Theophanie, an Otto II. vermählt, eine Griechische Kaisertochter, die die Bildung der Griechischen Welt, aber auch die Gewohnheiten des Byzantinischen Hofes mit nach Deutschland brachte. Diese drei Frauen sind in vieler Beziehung bezeichnend auch für den Charakter der Regierungen ihrer Gatten, der Könige und Kaiser.

Unter dem Einfluß der beiden letzteren sind die Fürsten aufgewachsen, in deren Hände nach dem Tode Otto's I. das Reich gelegt ward.

Otto II. war nur 18 Jahre alt, da der Vater starb, schon vorher als König und Kaiser anerkannt, groß geworden unter den Eindrücken der Macht und des Glanzes, die die väterliche Herrschaft umgaben, eine begabte, lebhafte Natur, voll kühnen Strebens, aber leidenschaftlich, stürmisch, ohne die Reife, welche nur Wenigen früh gegeben, meist erst durch das Leben gewonnen wird; und da er 28jährig starb, war ihm nicht vergönnt, sie so zu gewinnen. Otto III. war gar nur vier Jahre alt, da er zur Herrschaft kam: er wuchs auf unter der Leitung der Mutter und Großmutter, empfing eine gelehrte Bildung durch Gerbert und Bernward, und ward wegen seiner Kenntnisse von den Zeitgenossen angestaunt, von Späteren als ein Wunder der Welt gepriesen; mit einer streng kirchlichen, ja asketischen Richtung, die in dieser Zeit mehrfach hervortritt, verband er Sinn für weltliche Lust und kaiserliche Machtvollkommenheit. Entgegengesetzte Strebungen und damit etwas Phantastisches, Unklares zeigen sich in seinem Wesen.

Beide haben ihre Thätigkeit großentheils Italien zugewandt, Otto II., um die Griechen und die Araber, die sich erst auf Sicilien, dann auch auf der Halbinsel festgesetzt hatten, zu vertreiben und das Land vollständig unter seine Gewalt zu bringen; Otto III., um sein Ansehen in Rom aufrecht zu erhalten, die Verhältnisse des Papstthums zu ordnen, mit den Päpsten, die er einsetzte, dem Deutschen Bruno und später namentlich seinem

Lehrer Gerbert, weitere Pläne zu verfolgen. Eine Herstellung des Kaiserthums noch in anderer Weise, als bisher, hatte Otto im Auge. Erinnerungen des Alterthums wurden hervorgezogen und neu belebt. Rom sollte der Mittelpunkt des Reiches, der Sitz des Kaisers sein; Römische, d. h. jetzt Byzantinische Sitten, Tracht und Ceremoniell, nahm er an. Aber Alles war mehr Schein als Wirklichkeit. Otto lebte in Erinnerungen: so ließ er das Grab Karl des Großen in Aachen eröffnen, um sich das Andenken des großen Vorgängers vor die Seele zu führen. Dabei erhalten jene asketischen Neigungen immer mehr Gewalt über ihn: bald umgiebt er sich mit allem Pomp der Majestät, bleibt auch den Freuden der Welt, den Lüsten des Südens nicht fremd, dann nennt er sich den Knecht Jesu Christi, betet und fastet Tage, ja Wochen lang mit Einsiedlern, wallfahrtet zum Grab des heiligen Adalbert, nach Monte Cassino, und gedenkt selber Mönch zu werden.

Unter solchen Herrschern konnten die Angelegenheiten des Reichs nicht vorwärts gehen. Otto II. erlitt eine verhängnißvolle Niederlage gegen die Araber in Süditalien; die Slaven erhoben sich und schüttelten die Deutsche Herrschaft ab; die Dänen fielen verheerend in die Mark ein und vertrieben die christlichen Bischöfe und Priester. Einzelnes ward kräftig und glücklich ausgeführt; allein im Ganzen ging es nicht vorwärts, sondern zurück. Im Innern wuchs die Macht der Großen: sie eigneten sich Rechte und Bestrebungen an, die des Königs waren. Zuletzt regte sich eine Unzufriedenheit gegen die fremden Einflüsse, gegen Otto III. selbst.

Es war am Ende ein Glück, daß dieser so früh gestorben. Bei dem zweiten Otto scheint es möglich, daß er zur Reife gelangt wäre, wenn er länger gelebt, bei dem dritten ist nicht daran zu denken. Er war unruhig wie ein Knabe, phantastisch wie ein Jüngling, ein Büßer und Beter wie ein Greis, aber ganz ohne die Eigenschaften, welche den Mann zieren. Die Geschichte lehrt, daß Gaben, wie sie ihm verliehen, Bildung und Geist, allein dem Regenten wenig helfen; nur wo Klar-

heit des Blicks, Sicherheit des Urtheils und Thatkraft hinzukommen, werden sie als ein Vortheil gelten können; ohne diese verwirren sie mehr, als sie fördern.

Auf einem allgemeinen Standpunkt nehmen die beiden Kaiser die Theilnahme in nicht geringem Maß in Anspruch. Sie zeigen, welche Strebungen die Zeit erfüllen, wie die Erinnerungen des Alterthums, die Tendenzen der Kirche eine große Macht erhalten, die Eindrücke des Südens auf die Söhne Deutschlands wirken. Allen diesen Einflüssen geben sie Raum, lassen sich von ihnen bestimmen; aber sie beherrschen sie nicht; in dem Widerstreit der Richtungen, der daraus erwächst, gehen sie unter.

Aber die Deutsche Geschichte schreitet zu andern Entwickelungen weiter.

---

3. Die Fränkischen Kaiser.

Die Zeit der Fränkischen oder, wie sie auch wohl genannt werden, Salischen Kaiser ist eine für Deutschland hochwichtige, in vieler Beziehung entscheidende. Dennoch gewinnt sie unsere Theilnahme kaum in dem Maße, wie die vorhergehenden Perioden der Ottonen, der Karolinger. Es liegt das zum Theil wohl darin, daß die Verhältnisse etwas Verwickeltes haben, nicht Ein großartiger Zug der Entwickelung durch die ganze Zeit und alle Ereignisse hindurchgeht; theils kommt in Betracht, daß doch nicht so epochemachende oder anziehende Persönlichkeiten, wenigstens nicht unter den Deutschen Königen, uns entgegentreten, wie es Karl und die meisten Glieder des Sächsischen Hauses waren.

Unbedeutend freilich sind diese Fränkischen Könige alle nicht, Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., wie sie, immer der Sohn dem Vater, folgten.

Konrad II., durch dessen Wahl nach dem Tode Heinrich's II., des letzten aus dem Sächsischen Hause, dessen Regierung eine Art Uebergang aus der Ottonischen Zeit in die spätere bildet, das Geschlecht, ein altfränkisches, mehrmals durch herzogliche Würde, nur nicht bei dem eigenen Stamme, ausgezeichnet, zur Herrschaft kam, war in seiner Jugend wegen seiner milderen Eigenschaften von den kampflustigen Verwandten gering geachtet; Kriegsruhm war auch nicht die hervorstechende Seite seines Waltens; aber er zeigte sich fest, klar in dem was er wollte; seine Regierung war, wie ich nachher noch bemerke, von einer bestimmten politischen Idee geleitet.

Heinrich III., den wir schon früher Otto I. verglichen, ist eine edle, aber auch stolze, gebieterische Persönlichkeit. Recht und Gerechtigkeit, Ordnung und Friede, Besserung der öffentlichen, namentlich aber der kirchlichen Zustände, liegen ihm am Herzen, nicht minder aber seine königliche Macht. Für eine starke Königsgewalt tritt er in die Schranken. Wenn Konrad II. aber hierfür mehr langsam durch Förderung organischer Einrichtungen zu wirken suchte, so zeigte sich Heinrich durchgreifend, strenge: Alles wollte er seiner Gewalt unterwerfen, jeden Widerstand brechen. Da er solchen aber immer von Neuem fand, ward er erbittert, gewaltsamer, rücksichtsloser. Mit Aufgebot aller Kraft behauptete er sich, hielt er seinen Standpunkt aufrecht. Aber etwas Dauerndes zu gründen war er nicht im Stande; im Ganzen kann man seine Regierung nicht glücklich, nicht gedeihlich nennen. Er ist auch früh dahingerafft worden. Nur 22 Jahre alt, da er zur Regierung kam, starb er bereits im 39. Lebensjahre.

Dann folgt Heinrich IV., damals ein sechsjähriger Knabe, der aber 50 Jahre lang den königlichen Namen getragen hat. Seine Erziehung war mangelhaft. Der Mutter früh mit Gewalt entrissen, wuchs er unter der Leitung einiger der geistlichen Fürsten heran. Den größten Einfluß gewann der Erzbischof Adalbert von Bremen, ein ehrgeiziger Prälat von bedeutenden, glänzenden Eigenschaften, der den jungen König

ganz für sich zu gewinnen wußte, aber es nicht verschmähte, seinen Neigungen zu schmeicheln, seinen Leidenschaften nachzusehen, während der rauhere Anno von Köln, der mit jenem um den Einfluß wetteiferte, Heinrich abstieß und mit Widerwillen erfüllte. Nach Adalbert's Entfernung vom Hofe erhielten mehr untergeordnete Männer Einfluß auf den König. Doch fehlte es diesem nicht an besseren Eigenschaften, und im Lauf der Zeit und den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, entwickelte er sie weiter: er zeigte sich tapfer, thätig, aushaltend; dazu war er persönlich liebenswürdig, ein schöner Mann; aber immer ohne rechte Sicherheit, übermüthig im Glück, nachgiebig im Unglück, schwankend in seiner Haltung, auch ohne volle Treue, überhaupt ohne rechte sittliche Würde und Kraft.

Heinrich V. zuletzt beschließt nicht unwürdig die Reihe dieser Könige: nicht eben eine hervorragende Persönlichkeit, aber wacker und tüchtig, nicht im Stande, durchzusetzen, wofür auch er anfangs in die Schranken trat, aber dann einsichtig genug, eine Verständigung einzugehen.

Die Frauen treten in dieser Zeit zurück. Nur die Kaiserin Agnes, die Gemahlin Heinrich's III., Mutter Heinrich's IV., eine geborene Gräfin von Poitou, nahm eine Zeit lang eine bedeutende Stellung ein, namentlich da sie zuerst die Vormundschaft und Regierung für den Sohn führte. Da ihr diese genommen, zog sie sich in's Kloster zurück. Heinrich's IV. eheliche Verhältnisse waren unglücklich: von der ersten Frau, der Bertha, wollte er sich scheiden lassen; die Praxedis, eine Russische Fürstentochter, verließ ihn. Eingreifend in die öffentlichen Verhältnisse war mehr als diese Königinnen die Gräfin Mathilde von Tuscien, die Freundin Papst Gregor's VII.; doch gehört sie nicht Deutschland an.

Wie sie, stehen andere hervorragende Persönlichkeiten der Zeit den Königen nicht helfend, förderndzur Seite, oft geradezu feindlich gegenüber.

Ueberhaupt befanden sich diese in verwickelten, vielfach schwierigen Verhältnissen. Wenn ihre Stellung etwas Groß-

artiges an sich hatte, so war auch ihre Thätigkeit nach allen Seiten hin in Anspruch genommen.

Der Deutsche König hatte die Kaiserkrone zu empfangen und große Aufgaben zu erfüllen, die hiermit zusammenhingen.

Zunächst kam die Herrschaft in Italien in Betracht. Heinrich II. haben die Italiener noch einen eignen König entgegengestellt, der sich aber nicht zu behaupten vermochte; als Konrad nachfolgte, ist das Vorhaben, auf das man noch einmal zurückkam, gar nicht zur Ausführung gebracht; und hernach ist es überhaupt nicht wieder versucht worden. Aber die einzelnen Gewalten, Fürsten und andere, traten sehr selbständig auf; überall zeigte sich ein Streben nach Unabhängigkeit, auch Abneigung gegen das Regiment der Deutschen Könige. Im Süden bestand zu Anfang jener Zeit Griechische Herrschaft, gegen die noch Heinrich II. ausgezogen ist. Dann bildete sich hier das Reich der Normannen, bald in entschiedenem Gegensatz gegen die Deutschen Ansprüche.

Zu Deutschland und Italien kam unter Konrad II. Burgund, das Land von der Aar und den westlichen Alpen bis zur Rhone. Gleich der Erwerb dieses Reichs gab zu heftigen Kämpfen Anlaß, die Deutschland selbst ergriffen, da der Stiefsohn Konrad's II., Herzog Ernst von Schwaben, dem Vater entgegentrat, eine unruhige, leidenschaftliche, trotzige Natur, eine Gestalt, deren Sage und Dichtung sich schon im Mittelalter bemächtigt haben und die in neuerer Zeit Gegenstand einer der wenigen gelungenen dramatischen Arbeiten aus unserer vaterländischen Geschichte geworden ist. Und auch später haben die Könige wiederholt mit den unruhigen Großen in Burgund zu thun gehabt. Die Herrschaft hier hat ihnen kaum einen Zuwachs an Macht, aber wohl an Pflichten gebracht.

Auf Deutschland, Italien und Burgend ruhte nun zunächst das Kaiserthum. Dagegen war von einer Oberhoheit über andere Reiche, wie sie Otto I. behauptet, nicht die Rede. Frankreich stand jetzt ganz unabhängig, und hat seit der Beseitigung der letzten Karolinger, der Erhebung der Capetinger, sich über-

haupt mehr als zu andern Zeiten von Deutschland abgesondert. Auch Dänemark, jetzt ganz christlich, hat sich der Abhängigkeit entzogen; Konrad II. hat dem König Knud dem Mächtigen, der mit Dänemark die Herrschaft über Norwegen und England verband und sein Heimathsreich in nähere Beziehungen zu dem übrigen Europa setzte, die Mark Schleswig abgetreten. Dafür brachte Heinrich III. eine Zeitlang Ungarn, wo nun auch das Christenthum Eingang gefunden, zur Anerkennung seiner Lehnshoheit; aber so viel Kraft auch auf die Kämpfe hier verwendet ist, auf die Länge, selbst für Heinrichs Lebzeiten, hat jenes Verhältniß doch nicht behauptet werden können. Auch Polen ist nur theilweise und nur mit Mühe in der alten Verbindung gehalten, überhaupt die Herrschaft über die Slavischen Gebiete in der früheren Weise nicht wiedergewonnen. Nach allen diesen Seiten hin aber hat der Deutsche König und Kaiser fortwährend zu thun, zu kämpfen gehabt. Es ist auch immer noch Bedeutendes vollbracht, eine mächtige, gebietende Stellung behauptet. Aber eine so allgemein anerkannte, so wirklich universelle wie vorher, und wie sie der ursprünglichen Idee des Kaiserthums nach sein sollte, war sie jetzt mit nichten.

Dagegen hatte die Verbindung mit der Kirche eine große Bedeutung. Eben hier traten aber in dieser Zeit gewaltige Veränderungen ein. Fast mehr als alles Andere kommt dies in Betracht.

Da das Fränkische Haus zur Herrschaft kam, befand sich die Kirche in einem Zustand des Verfalls, der Ausartung. Die niedere Geistlichkeit war großentheils roh, unwissend, die höhere weltlichen Interessen hingegeben. Die Stellen wurden gesucht, weil sie Einkommen, Ansehn und Macht gewährten. Man war darauf aus, sie mit allen Mitteln, durch Versprechungen und Geschenke, zu erlangen: das Gebrechen, welches die Kirche als Simonie bezeichnet, war allgemein im Schwange. Die oberste kirchliche Würde, das Bisthum in Rom, war Gegenstand des Ehrgeizes und des Streites adlicher Factionen, nur zu oft befand sie sich in den Händen unwürdiger Männer.

Dem gegenüber hat sich nun eine bessere Richtung angebahnt, ein Streben, die eingerissenen Mißbräuche abzustellen, einen strengeren Wandel, eine kirchliche Gesinnung zur Geltung zu bringen. Es hängt zum Theil mit den asketischen Neigungen des 10. Jahrhunderts zusammen, hat sich dann aber besonders in der Klostergeistlichkeit gezeigt, welche von Clugny aus einen neuen Impuls empfing; die Grundsätze, welche hier vertreten wurden, erhielten Einfluß weit über die Kreise des Ordens hinaus; einzelne der Vorsteher traten schon früher in Verbindung mit den Königen oder Mitgliedern der königlichen Familie.

Konrad II. hat sich gleichgültig zu diesen Bestrebungen verhalten. Dagegen Heinrich III. ging lebhaft auf dieselben ein; er war wahrhaft fromm, der Kirche ergeben; die Besserung ihres Zustandes lag ihm ernstlich am Herzen und erschien ihm als Aufgabe und Pflicht.

In Rom war es dahin gekommen, daß gleichzeitig drei Männer auf die päpstliche Würde Anspruch machten. Da griff Heinrich ein, beseitigte sie insgesammt, und da ihm die Ernennung des neuen Papstes übertragen ward, setzte er einen Deutschen Bischof ein. Mehrmals hat er dies wiederholt, da unter dem fremden Himmel den Einzelnen nur ein kurzes Leben vergönnt war. Mit diesen Päpsten gemeinsam hat dann der Kaiser ernstlich an einer Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse gearbeitet; auf das entschiedenste erklärte er sich wider die Simonie, er schonte das Andenken des eigenen Vaters nicht. In Rom kamen Männer streng-kirchlicher Haltung zu Ansehn und Würde: ein Anhänger der asketischen Richtung, Petrus Damiani, wurde Cardinal; zu der bedeutendsten Wirksamkeit gelangte Hildebrand, der mit einem der von Heinrich entfernten Päpste Italien verlassen hatte, mit Leo IX. zurückgekehrt war, nachdem er eine Zeit lang in Clugny gelebt, sich auch vorübergehend in Deutschland aufgehalten hatte.

Hildebrand, der in der nächsten Zeit als die eigentliche Seele der päpstlichen Politik erscheint, darauf selbst als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl besteigt, ist eine auch für die

Deutsche Geschichte hochwichtige Persönlichkeit. Nicht mit Einem Wort läßt sich seine Bedeutung angeben, sein Charakter bezeichnen: wie viel Lob und Bewunderung er verdienen mag, doch nicht alles, was man im Gegensatz gegen andere herabsetzende Urtheile an ihm preist, wird ihm gebühren.

Was Hildebrand erstrebte, war zunächst Unabhängigkeit, weiter Herrschaft der Kirche.

Noch ehe er Bischof ward, erfolgte eine neue Ordnung der Papstwahl: diese sollte hinfort geschehen durch die Geistlichen der Römischen Kirche, die sogenannten Cardinäle, und aus der Römischen Kirche, so lange sich hier ein Würdiger fände. Der Besetzung durch die Factionen des Adels, aber auch durch die Kaiser und aus der Deutschen Geistlichkeit trat diese Bestimmung entgegen; nur eine Art Bestätigungsrecht ward jenem vorbehalten, aber bald auch das nicht geachtet.

Bekannt ist der Eifer Gregor's für das Cölibat der Geistlichkeit. Noch war die Verheirathung der niederen Weltgeistlichen Regel; aber immer schon hatte die Kirche sich dagegen erklärt, und Gregor setzte Alles daran, dies zur Anerkennung und Ausführung zu bringen; er fand heftigen Widerstand; aber in der Hauptsache drang er durch. Es ward erreicht, die Cleriker ganz und ausschließlich dem Dienst der Kirche zu weihen, sie von dem Volke, dem sie angehörten, zu trennen.

Gegen die Simonie hat er auf das entschiedenste gekämpft, um sie aber auszurotten, zu Maßregeln gegriffen, die in ihren Folgen weit über diesen Zweck hinausgingen: er verbot die Investitur durch weltliche Hand. Kein Geistlicher sollte durch solche seine Stelle empfangen. Dies griff, wie gleich weiter zu erwähnen, auf das tiefste in die staatlichen Verhältnisse ein.

Dazu kam Anderes. Gregor forderte von allen Bischöfen und Erzbischöfen einen Eid der Treue; er übte überall durch seine Legaten eine concurrirende Gewalt, ließ durch sie Kirchenversammlungen halten und in die verschiedensten Verhältnisse eingreifen; er selber nahm Appellationen an, traf Entscheidungen nach allen Richtungen hin. Auch hier ist es nicht ohne

Widerstand abgegangen, namentlich von Seiten der hohen Geistlichkeit der einzelnen Länder, die sich in diese Abhängigkeit nicht finden wollte. Aber im wesentlichen hat er sein Bestreben erreicht, die abendländische Kirche in wirkliche Abhängigkeit von Rom gesetzt.

Aber auch den weltlichen Gewalten gegenüber nahm er eine Obergewalt in Anspruch und brachte sie an vielen Orten zur Anerkennung: bei den Normannischen Fürsten in Süd-Italien, den christlichen Herrschern Spaniens, den Königen von Dänemark, Ungarn, ja selbst Englands. Man kann sagen: die Idee der Weltherrschaft, welche das Kaiserthum Hand in Hand mit der Kirche durchführen sollte, gedenkt nun diese für sich allein zur Verwirklichung zu bringen. Statt der umfassenden weltlichen Macht, welche das Kaiserthum darstellte, wird nun wohl eine Zertheilung der Christenheit in lauter kleine Herrschaften, die sich dem Oberhaupt der Kirche unterordnen, in's Auge gefaßt. Dabei gelangt Gregor dahin, das besondere Recht, die eigenthümliche Bedeutung der weltlichen Herrschaft ganz zu verkennen: die Kirche ist Alles, von ihr hängt Alles ab, ihr Haupt ist der Papst, der Statthalter Christi, ihm Alles Gehorsam schuldig.

Es sind großartige Ideen, welche hier entgegengetreten, nicht durchaus neu, aber in diesem Umfang, in diesem Zusammenhang noch nicht dagewesen.

Mit voller Energie geht Gregor an die Durchführung derselben, er zeigt rücksichtslose Entschlossenheit, aber nicht volle Consequenz. Er ist nicht ängstlich in der Wahl der Mittel, hetzt das Volk auf gegen verheirathete Priester, spricht es los von dem Eid der Treue gegen den Herrscher. Zur Zeit zeigt er schonungslose Härte, wo es aber vortheilhaft erscheint, auch kluge Nachgiebigkeit; was er dadurch als Staatsmann gewinnen mag, entgeht seinem Lobe als Mensch. Ihm fehlen die milden Eigenschaften, die man bei einem Kirchenfürsten erwarten mag: er erscheint als eine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber nicht als ein wahrhaft großer Charakter.

Da er gegen Heinrich IV. auftrat, war er diesem in jeder

Weise überlegen. Es begann der Kampf, aber nicht unmittelbar auf dem Gebiet der großen Principien, die er ausgesprochen hatte, sondern indem er sich gegen den König persönlich wandte, ihn zur Verantwortung zog wegen seines Wandels, wegen des Umgangs mit Räthen, die sich im Bann befanden. Heinrich, dadurch erbittert, berief eine Versammlung von Bischöfen, in welcher mannichfache Anklagen gegen Gregor laut wurden; auf Grund derselben ward der Papst abgesetzt. Gregor antwortete damit, daß er den König seiner Würde verlustig erklärte, das Volk von dem Eid der Treue lossprach. Heinrich hinwiederum ließ durch seine Bischöfe den Fluch der Kirche über Gregor verkündigen. — Unerhört, in dieser Weise nie dagewesen war Alles was hier geschah. Die beiden höchsten Gewalten der Christenheit, die in ihrer Verbindung die Welt umfassen sollten, trennten sich, traten zu offenem, vernichtendem Kampf sich entgegen. Einmal entzweit, machte sich der Gegensatz der Principien mehr und mehr geltend: Gregor kämpfte für eine große, mächtige Idee, Heinrich für das alte Recht und Herkommen. Dabei mischten sich aber fortwährend persönliche und andere Verhältnisse ein.

Und der Erfolg wechselte. Gregor sah Heinrich zu Canossa auf dem Schlosse der ihm nah befreundeten Gräfin Mathilde in demüthiger Buße, den Streit mit den Fürsten seiner Entscheidung unterwerfend; er sah, daß ein Gegenkönig Heinrich gegenübertrat, der sich zu aller Ergebenheit und Unterordnung unter den Papst bereit fand. Aber er erlebte auch, daß in zahlreicher Versammlung von Bischöfen ein Gegenpapst erhoben, dieser von Heinrich siegreich nach Rom geführt ward und den König zum Kaiser krönte: er selber mußte seine Zuflucht zu den Normannen nehmen, und hier, fern von seiner Hauptstadt, ist er gestorben.

Den Sieg seiner Ideen hat Gregor nicht gesehen. Aber sie haben solche Macht gewonnen, daß sie nicht wieder überwältigt werden, daß auch schwächere Nachfolger sie vertreten und aufrecht erhalten konnten.

Auch Heinrich IV. hat den Sieg nicht behauptet. Er selber hat in Verlassenheit und Elend geendet. Das Deutsche Königthum und Kaiserthum hat den früheren Standpunkt nicht wieder gewonnen.

Dafür war es von entscheidender Wichtigkeit, daß der Papst wiederholt in Verbindung mit den Deutschen Fürsten trat.

Das Emporkommen der Fürsten ist eine für den Gang der Deutschen Geschichte hochwichtige Erscheinung: mehr als alles Andere hat dies zuletzt den Charakter derselben bestimmt. Wir haben in aller Kürze uns die Art derselben zu vergegenwärtigen.

Die Fürsten sind theils geistliche, theils weltliche.

Unter jenen kommen besonders in Betracht die Erzbischöfe und Bischöfe. Ihre fürstliche Stellung ruht theils auf dem geistlichen Amt, theils aber auf den Besitzungen, welche ihre Kirchen haben, den Hoheitsrechten die sie in diesen üben. Sie sind von den Königen selbst gehoben worden, mit immer größeren Besitzthümern und Befugnissen ausgestattet, zum Theil wenigstens, damit sie ein Gegengewicht seien gegen die weltlichen Fürsten. Sie wurden dann fast immer von den Königen ernannt, wenigstens bestätigt, mit Ring und Stab investirt, in das Amt eingeführt.

Die weltlichen Fürsten sind die Herzoge, Pfalzgrafen, Markgrafen, denen in dieser Zeit die Grafen zugezählt werden müssen. Die Herzoge sind die Häupter der verschiedenen Stämme oder solcher Lande, die den Gebieten Deutscher Stämme gleichgeachtet werden, wie Böhmen, Kärnthen; die Pfalzgrafen sind zunächst mit Wahrnehmung königlicher Rechte, der Gerichtsbarkeit und Verwaltung königlicher Güter, bei den einzelnen Stämmen beauftragt; die Markgrafen sind Vorsteher der den feindlichen Nachbarn abgenommenen und als Marken dem Deutschen Reich angeschlossenen Gebiete, womit sich in der Regel die Grafschaft in dem an der Grenze liegenden Gau oder mehreren Gauen verband; die Grafen sind zunächst noch Vorsteher solcher Gaue oder auch einzelner Theile, hier und da einzelner Ortschaften (Burggrafen). Die Letzteren alle waren ursprünglich

Beamte; die Herzoge, die sich, wie wir sahen, zunächst in noch anderer Stellung wieder erhoben hatten, sind von Otto auch nur als solche behandelt worden. Außer dem Amt aber kam bei allen das Besitzthum, Eigen- und Lehngut, in Betracht, und oft ward dies eine Hauptsache; auch das Amt selbst ist wie ein Beneficium oder Lehn behandelt: es verpflichtete zu Treue und gewissen Leistungen; aber die Rechte wurden dann auch zunächst zu eigenem Vortheil geübt, namentlich alle aus ihnen fließenden Einkünfte erhoben. Diese Auffassung ist in Deutschland freilich nicht so früh und vollständig durchgedrungen wie in Frankreich, aber die Stellung der Fürsten doch eine sehr selbständige geworden. Wie die Beneficien, werden auch die Fürstenämter vielfach in bestimmten Familien erblich. Einzelne Geschlechter gelangen dauernd zu Ansehn und Macht, nach den Ludolfingern und Konradinern, die den Königsthron bestiegen, die Babenberger jetzt in der Oesterreichischen Mark, die Billunger in Sachsen, die Grafen von Braunschweig, Nordheim, Stade, Weimar, im südlichen Deutschland die Welfen, deren Mannsstamm in dieser Zeit erlischt, aber durch eine Weiberlinie fortgesetzt wird, die Zähringer, später die Staufer, die letzten eben in der Zeit Heinrich's IV. emporgekommen.

Das Streben der Fürsten ist im allgemeinen ein zwiefaches. Einmal: in der Gesammtheit nehmen sie eine Mitwirkung bei allen wichtigen Reichssachen, ja eine Entscheidung derselben auch ohne, wider den König in Anspruch. Sodann: jeder sucht in seinen Besitzungen, in seiner Stellung sich von dem König möglichst unabhängig zu machen.

Demgegenüber war es für diesen wichtig, feste Stützen für seine Macht zu gewinnen, die im Reich vorhandenen Kräfte zur Verfügung zu haben. Es handelte sich da um die Vassallen, welche vorzugsweise den schwergerüsteten Roßdienst leisteten, der jetzt überhaupt in den Kriegen und namentlich bei den Heerfahrten nach Italien und gegen die auswärtigen Feinde in Betracht kam. Neben ihnen haben eine nicht geringe Bedeutung die Ministerialen, Hörige dem Stande nach, aber über

diesen dadurch emporgehoben, daß sie ebenfalls solchen Roßdienst leisteten: ihren Herren gewährten sie eine ergebene, eng verbundene streitbare Mannschaft; für den König war es wichtig, daß auch ihm solche zu Diensten standen, einige ihm persönlich oder seinem Hause, andere dem Reich und dessen Oberhaupt verpflichtet. Die Ministerialen bilden einen Theil der Bevölkerung auch in den Städten, wie solche jetzt an den Sitzen der Bischöfe, Pfalzen der Könige, Burgen der Fürsten und sonst emporkamen, dem Handel und Gewerbe eine Stätte bereiteten und zugleich der Sitz einer neuen Freiheit wurden, die um so wichtiger war, je mehr die alte Freiheit der niederen Landbauer Abhängigkeitsverhältnissen wich: auch der Streitbarkeit hat dieselbe nicht ermangelt. Konrad II. ist bemüht gewesen, diese Elemente zu heben, an das Königthum zu knüpfen; er erkannte wohl, daß dasselbe hier die Grundlagen seiner Macht finden müsse. Namentlich die Städte sind auch seinem Enkel eifrige Anhänger gewesen und haben des Königs Sache wider die Fürsten vertreten, wogegen sie jetzt und in der nächsten Zeit manche Begünstigung empfingen und in dem Streben nach Ausbildung von Selbständigkeit und besonderer Verfassung Fortschritte machten.

Die späteren Könige des Fränkischen Hauses, schon Heinrich III., haben aber weniger für die dauernde Befestigung der königlichen Gewalt gethan, während sie der fürstlichen Macht direct entgegentreten: sie kämpfen an gegen die immer allgemeiner werdende Erblichkeit, gegen die Verwandlung des Kronguts in Lehn- und Hausgut und gegen Anderes was die Fürsten zu ihrem Vortheil erstreben. Schon unter Heinrich III. hat dies zu mancherlei Conflicten geführt, unter Heinrich IV. zu dem Bruch erst mit den Sachsen, dann mit der Mehrzahl der Fürsten überhaupt. Da gehen diese in der rücksichtslosesten Weise vor: während der Minderjährigkeit des Königs nehmen sie mit Gewalt die Regierung in die Hand, setzen später Reichsversammlungen an ohne ihn, wählen einen neuen König, lassen es aussprechen, daß in Zukunft kein Anspruch des Geschlechtes

gelten soll, nur die freie Wahl. Und nun begegnen sich ihr Interesse und das des Papstes an mehr als einer Stelle.

Das Verbot der Investitur hat gerade für diese Verhältnisse eine hohe Bedeutung. Es nimmt dem König die Ernennung der Bischöfe, es giebt den geistlichen Fürsten dieselbe Unabhängigkeit wie die Erblichkeit den weltlichen: die freie Wahl der Capitel hat wesentlich dieselbe Bedeutung. Es ist dann freilich die Kirche hier nicht vollständig durchgedrungen, aber auch der König hat den früheren Standpunkt nicht behauptet. Nach langen Kämpfen ist unter Heinrich V. das Abkommen getroffen, daß der Bischof oder Abt allerdings frei und ohne Simonie gewählt werden soll, aber in Gegenwart des Königs, dieser auch nicht in der bisherigen Weise die Investitur mit Ring und Stab ertheile, aber die Regalien, d. h. die weltlichen Besitzungen und Rechte, mit dem Scepter, dem Symbol der Herrschaft, verleihe, und daß dies, wenigstens in Deutschland, vor der kirchliche Weihe geschehe. So hat der König allerdings das Recht der Bestätigung behauptet und auch immer noch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Wahl geübt. Aber wesentlich verändert gegen früher ist doch die Lage der Dinge. Und auch so viel ist nur mit Hülfe, unter Vermittelung der Fürsten erreicht. Der Versuch Heinrich's V., der sich mit ihrer Hülfe gegen den Vater erhoben hatte, erst gegen die Kirche, dann aber auch im Reich wieder den alten Standpunkt des Hauses festzuhalten, ist gescheitert. Auch den weltlichen Fürsten haben neue Zugeständnisse gemacht werden müssen. Der Gedanke aber, eine allgemeine Reichssteuer einzuführen, dafür ein Soldheer zu halten und in diesem dem Königthum eine neue Stärke zu geben, hat nicht zur Verwirklichung gelangen können.

Das Resultut dieser Ereignisse war, daß der König immer mehr ein unmittelbares Verhältniß zu einem großen Theil der Nation verlor, wogegen er als Haupt der Fürsten dastand, die ihr Recht, ihre Gewalt auf ihn zurückführten, diese von ihm zu empfangen hatten, als seine Vassallen galten. Wußte er sie wirklich an sich zu knüpfen, um sich zu vereinigen, so gab das

noch immer die Möglichkeit bedeutender Kraftentwickelung, wie es später Lothar und die ersten Staufer zeigten. Aber darauf kam auch Alles an, und das Königthum allein hatte nicht mehr die alte Bedeutung.

Wohl aber war es eine Zeit, da die Kraft der Nation sich in voller Thätigkeit und Entwickelung befand. Die Streitbarkeit zeigt sich nicht blos in den innern Kämpfen, sie bewährt sich auch in der Behauptung und Ausdehnung der Marken im Osten, dann in der Theilnahme an den Zügen zur Bekämpfung der Ungläubigen im Orient und zur Befreiung namentlich des heiligen Grabes: war die letztere zu Anfang in Deutschland geringer als in den Nachbarreichen, so hat sie doch bald an Umfang und Bedeutung gewonnen. Diese Unternehmungen wirkten auf die weitere Ausbildung des Ritterstandes ein, der aus Vassallen und Ministerialen hervorging. Aber daneben befanden sich die Städte in fortwährendem Aufschwung und boten friedlichen Beschäftigungen eine Stätte: die Webereien blühten in Flandern und am Rhein; der Handel ging über die Nordsee nach England, über die Alpen nach Italien und weiter von hier oder die Donau abwärts nach dem Orient.

Wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen erhielten sich. Die Geschichtsschreibung hat bedeutende Leistungen erzielt in den Werken Wipo's, Lambert's von Hersfeld, Ekkehard's und Anderer. In dem Streit der Parteien nahm sie einen polemischen Charakter an. Auch eigentlich politische Streitschriften erschienen, und politische Theoricen, wie man sie meist erst später entstanden glaubt, sind damals zuerst laut geworden. Mit andern Wissenschaften hat man sich wenigstens fortwährend beschäftigt. In der Dichtkunst zeigt sich ein Anfang zu jenem Aufschwung, den sie im folgenden Zeitraum genommen hat: jetzt waren namentlich geistliche Dichter thätig; vor andern Ländern that sich da der Südosten hervor. In der Kunst machte der Kirchenbau bedeutende Fortschritte: Hildesheim hat großartige Denkmäler bewahrt, aus dem Anfang der Periode die Michaeliskirche mit ihren interessanten Deckengemälden, aus

dem Schluß die schöne Kirche des heiligen Godehard. Die Dome zu Augsburg, Constanz, Bamberg, Speier sind in dieser Zeit begonnen. Noch in ihren Ruinen fesselt die Kirche zu Paulinzelle unsern Blick.

Solche Denkmäler führen unmittelbar in eine uns fern liegende Zeit und ihre Strebungen ein, besser in mancher Beziehung, als es eine Schilderung vermag, die vergangene Zustände der Kenntniß und dem Verständniß nahe zu bringen sucht, aber immer nur allgemeine Umrisse geben kann.

4. Friedrich der Erste.

Ist es die eigentliche Aufgabe der historischen Wissenschaft, das Leben, die Entwickelung der Menschheit, oder eines einzelnen organischen Theils derselben, eines Volkes, Stammes u. s. w. zu erfassen und darzustellen, und ist um deswillen vor allem Rücksicht zu nehmen auf die Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen, in Recht und Sitte, im religiösen und geistigen Leben, so hat die Geschichte doch auch die hohe Bedeutung des persönlichen Elementes, den mächtigen Einfluß, den einzelne Persönlichkeiten auf die Begebenheiten, auf den Gang der Dinge üben, anzuerkennen, auch wenn wir sie von einem universalhistorischen Standpunkt betrachten, mehr noch wenn wir innerhalb der Geschichte eines einzelnen Volkes, Staates oder eines kleineren selbständigen Kreises stehen bleiben. Es tritt da aber namentlich ein wesentlicher Unterschied hervor. Einige machen sich zu Trägern einer Entwickelung, ergreifen eine Richtung des politischen oder geistigen Lebens, die sich durchsetzen will, drücken ihr wohl das Gepräge ihres Wesens auf und führen sie so weiter. Dahin gehören ein Karl der Große, Otto I., Gregor VII., mit denen wir uns vorher beschäftigt

haben, oder, um Andere zu nennen, ein Bonifaz, Luther, Friedrich II. von Preußen. Andere dagegen stehen im Gegensatz zu einer Bewegung, welche die Zeit beherrscht, stemmen sich derselben entgegen, suchen sie aufzuhalten, in das rollende Rad der Geschichte einzugreifen; so groß, so gewaltig aber auch ihre Kraft sein mag, dazu reicht sie doch nicht aus; sie erliegen, sie gehen in diesem Kampf zu Grunde. Oder umgekehrt, sie verkünden und verfechten Ansichten, die mit der vorherrschenden Richtung im Widerstreit sind, deren Zeit noch nicht gekommen ist, die auch wohl nicht gleich mit der ganzen Klarheit und Reinheit erfaßt, die und deren Vertreter für jetzt bewältigt werden und ihren Untergang finden. Das sind die tragischen Gestalten der Geschichte, die uns oft persönlich nicht am wenigsten anziehen, deren Streben und Thun unsere volle Theilnahme gewinnt. Dahin gehören die großen Staufer, schon Friedrich der Erste, vor allen der Zweite, dahin in gewissem Sinne auch der Gegner des Ersten, der Herzog Heinrich der Löwe.

Die Aufgabe, die ganze Staufische Zeit auch nur in ihren allgemeinsten Beziehungen zu vergegenwärtigen, würde für einen dieser Vorträge zu umfassend sein. Wir beschäftigen uns heute vornehmlich mit dem ersten Friedrich. Dem Staufischen Kaiser zur Seite verdient der Welfische Herzog einen hervorragenden Platz.

Zuerst ein Wort über die Familien, als deren Häupter jene Beiden sich gegenübertreten und einen Gegensatz begründen, der sich lange erhalten und einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Reichs geübt hat.

In der Zeit der innern Streitigkeiten unter den Fränkischen Königen sind, wie früher schon erwähnt ward, beide Geschlechter emporgekommen.

Die Staufer (wie man früher weniger richtig sagte Hohenstaufen) stammen von Friedrich von Büren, dem Heinrich IV. die Hand seiner Tochter und das Schwäbische Herzogthum gab. 1079
Seitdem sind sie die treusten Anhänger des Fränkischen Hau-

ses, sie werden die Erben seiner Besitzungen, und da sie später die Krone erlangen, die Erben seiner Politik in Deutschland und dem Papst gegenüber.

Die Welfen sind ursprünglich ein altschwäbisches Geschlecht, das aber um die Mitte des elften Jahrhunderts im Mannsstamm erloschen ist. Da kamen die Besitzungen der Familie an den Schwestersohn des Letzten, einen Italiener aus dem Hause Este, das man wohl, aber ohne ausreichende Begründung, selbst aus dem alten Welfenstamm hat ableiten wollen. Er führte den Deutschen Familiennamen und wurde der Ahnherr des jüngeren jetzt noch blühenden Welfischen Hauses. Zu den Gütern in Schwaben empfing er das Herzogthum Baiern 1070 aus der Hand Heinrich's IV.; später aber trat er zu den Gegnern desselben, und schloß sich der Partei an, welche ihre Zwecke in Verbindung mit der Kirche verfolgte. Und in dieser Stellung ist das Geschlecht in der Folge meist geblieben.

Als es nach dem Ausgang des Fränkischen Hauses sich um die Wahl eines neuen Königs handelte, ist zunächst nicht das verwandte Geschlecht der Staufer berufen. Man erhob den Herzog Lothar von Sachsen, auch einen Gegner der Franken, einen persönlich tüchtigen Mann, der es an sich nicht fehlen ließ, um das Ansehn des Königs im Innern und des Reiches nach außen zur Geltung zu bringen, der aber sofort in feindlichen Gegensatz zu den Staufern kam und wider sie die Welfen hob.

Heinrich der Stolze, Enkel jenes Welf, hatte durch seine Mutter, eine Tochter des letzten Billungschen Herzogs von Sachsen, einen Theil der Erbgüter dieser Familie erhalten. Jetzt gab ihm der König die Hand seiner Erbtochter Gertrud, und mit ihr kam das Braunschweigsche und Nordheimsche Erbe, das durch Heirath an den Supplinburger Lothar gebracht war, an den Welfen; auch das Herzogthum Sachsen ist ihm übertragen. So hat das Welfische Haus hier im Norden Fuß gefaßt und jenes große Besitzthum zusammengebracht, welches später die Grundlage seiner fürstlichen Macht

blieb; für jetzt im Besitz zweier Herzogthümer, hat es die bedeutendste Stellung eingenommen. Auch in Italien gewann Heinrich ansehnliche Besitzthümer; sie reichten, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, vom Meer bis zum Meere, von Sachsen bis Sicilien.

Nach dem Tode aber Lothar's, seines Schwiegervaters, ward nicht Heinrich gewählt, gerade wegen seiner großen Macht und um des stolzen Sinnes willen, den man übel an ihm empfand, nicht er, sondern nun der Staufer Konrad. Wie früher Lothar gegen ihn und seinen Bruder, so trat jetzt Konrad gegen die Welfen auf. Heinrich sollte eines der beiden Herzogthümer herausgeben; da er sich weigerte, wurden sie ihm beide abgesprochen. Das hat zu heftiger Feindschaft, zu mannichfachen Kämpfen im Norden und Süden Deutschlands den Anlaß gegeben.

Zu den Ereignissen dieser Jahre gehört die Belagerung und Einnahme Weinsbergs, an die sich die bekannte Erzählung von der That der Frauen anknüpft. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß die historische Kritik hier ernste Bedenken hat; es scheint eine der wandernden Sagen zu sein, die bald hier, bald da anhaften und bestimmter Begründung entbehren.

In Konrad's späteren Jahren ward aber eine Versöhnung erreicht, und zunächst Sachsen, das eine Herzogthum, dem Sohne Heinrich des Stolzen, dem jungen Heinrich dem Löwen, zurückgegeben.

Bald darauf ist auf Konrad sein Neffe Friedrich I. gefolgt, mit dem die glänzende Zeit des Staufischen Hauses beginnt.

Gewiß ist Friedrich I. eine der kräftigsten und zugleich anziehendsten Persönlichkeiten, welche die Geschichte kennt. Erst reichlich 30 Jahre alt, da er die Herrschaft empfängt, tritt er jugendlich frisch und entschieden in die Verhältnisse ein. Er ist fest, aber nicht eigensinnig, nicht kleinlich, kein Mann der Partei: der Gegensatz der Geschlechter scheint vor ihm zu erlöschen; seine Mutter ist eine Welfin; dem Herzog Heinrich bietet er die Hand zur vollen Versöhnung und giebt auch

Baiern ihm zurück. Friedrich faßt seine Stellung in hoher, fast kann man sagen, idealer Weise: er denkt das Reich in dem Ansehn und der Macht, wie unter den großen Vorgängern, einem Karl und Otto, herzustellen; er stellt sich dabei recht eigentlich auf den Standpunkt des Kaiserthums und ist gemeint, von ihm aus die Geschicke der Welt zu leiten.

Die Idee des Kaiserthums als der] obersten allumfassenden weltlichen Macht hat eine neue Belebung erhalten durch das in dieser Zeit aufblühende Studium des Römischen Rechts, durch die nähere Bekanntschaft mit der Gesetzgebung der späteren Kaiser, mit den Begriffen kaiserlicher Größe und Machtvollkommenheit, welche in dieser niedergelegt sind. Doch hat nun Friedrich das Kaiserthum nicht gefaßt als eine unmittelbare Herrschaft über die verschiedenen Völker und Lande, wie es zu den Zeiten der alten Imperatoren oder Karl des Großen war; ihm ist es wesentlich nur eine oberste Gewalt, der andere unterworfen sind, welche in den einzelnen Theilen die Herrschaft führen; es hebt, kann man auf diesem Standpunkt sagen, das Ansehn des Kaisers nur höher, wenn mächtige Fürsten und Könige unter ihm stehen, und was zunächst von den Herrschern anderer Reiche gilt, wird dann wohl auch auf die Fürsten innerhalb des Deutschen Reiches angewandt. Friedrich giebt den Kampf auf gegen ihre Selbständigkeit und Macht: er ist zufrieden, daß sie ihm sich unterordnen, anschließen. Auf das ganze Verhältniß werden zugleich mehr und mehr die Grundsätze des Lehnwesens angewandt; der Kaiser gilt als das oberste Haupt der feudalen Gliederung, die von ihm abwärts die verschiedenen Gewalten umfaßt.

Wenn aber, so gefaßt, das Kaiserthum manchem Kampf, der die letzte Zeit erfüllte, aus dem Wege ging, so ist es dafür auf andere Mächte gestoßen, mit denen es sich überhaupt nicht, oder wenigstens nicht gleich, friedlich auseinanderzusetzen wußte.

Es handelte sich vor Allem um das Verhältniß zur Kirche, zum Papst.

Daran ist nicht zu denken, daß Friedrich, daß überhaupt

die Staufer den Kampf mit der Kirche gesucht hätten. Im Gegentheil, sie haben großes Gewicht darauf gelegt, mit ihr in Frieden und Eintracht zu stehen. Mit dem Papst in Gemeinschaft dachte Friedrich seine Pläne zu verfolgen: mit seiner Hülfe meinte er das Reich reformiren, den Erdkreis, wie er sich ausdrückte, der Stadt Rom (orbem urbi) unterwerfen zu können. Auch waren sie zu Anfang wirklich verbündet; Friedrich lieh seinen Beistand um eine dem Bischof der Stadt feindliche Bewegung in Rom zu unterdrücken.

Bald genug aber ist es zum Bruch gekommen. Nicht um eigentlich kirchlicher Angelegenheiten willen. Der Investiturstreit war ausgekämpft; Anderes, was hier in Frage kam, hatte nur untergeordnete Bedeutung. Aber das Verhältniß der beiden Gewalten, der weltlichen und kirchlichen, im allgemeinen zu einander, war nicht festgestellt und konnte nach den Kämpfen der vorangegangenen Zeit bei jeder Gelegenheit leicht zu neuem, entschiedenem Gegensatz führen. Der unmittelbare Anlaß aber zu solchem Gegensatz und Kampf lag noch in andern Umständen.

Er lag in den Italienischen Angelegenheiten. Gerade auf dem Standpunkt des Kaiserthums mußte Friedrich diese vornehmlich in's Auge fassen. Hier war in der letzten Zeit das Recht des Königs vielfach zurückgedrängt und mißachtet worden, und dieses wiederherzustellen, hat der mächtige Staufer vor Anderm als seine Aufgabe erachtet. Aber nichts war dem Papst weniger genehm als eine Neubefestigung der kaiserlichen Macht in Italien; ihr widerstrebte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Dagegen hatte er einen Rückhalt bei den Normannen im Süden gesucht und gefunden. Darum begünstigte er das Streben der Städte in Mittel- und namentlich in Nord-Italien, eine selbständige Stellung einzunehmen und eine Unabhängigkeit zu behaupten, wie sie sie in den letzten unruhigen Zeiten gewonnen hatten.

Das Emporkommen der Italienischen Städte, denen anderer Länder voran, ist eine der interessantesten Erscheinungen,

welche die Geschichte darbietet. Durch materielle Wohlfahrt gelangen sie zu Kraft: ein Verlangen nach selbständiger Bedeutung lebt in den höherberechtigten Klassen der Einwohnerschaft und läßt sie nach dem Besitz der Hoheitsrechte streben, welche ursprünglich dem König zustanden, von ihm vielfach auf die Bischöfe übertragen waren, nun aber, mitunter durch ausdrückliche Verleihung, häufiger durch Usurpation von der einen, durch Geschehenlassen von der andern Seite, in die Hände der selbstgewählten Vorsteher der Städte gelangten. Diese zeigen dann eine Fülle individuellen Lebens, das sich reich und mächtig entfaltet, aber dem Anspruch des Kaisers scharf genug entgegentritt.

Dies so anzuerkennen und sich auch hier mit einer unbestimmten Obergewalt zu begnügen, konnte Friedrich nicht geneigt sein. Die Rechte, welche die Städte übten, nahm er als seine, als königliche, als Regalien, in Anspruch. Unter Zuziehung Römischer Juristen ward eine nähere Bestimmung derselben gegeben. Da die Mehrzahl der Städte, zumeist das mächtige Mailand, sich widersetzte, begann der Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt ward, der auch mit der Unterwerfung und Zerstörung jener gewaltigsten unter den Städten Lombardiens nicht sein Ende, nur einen neuen heftigen Anstoß empfing.

Inzwischen war es auch zum Bruch mit der Kirche gekommen: bisher glücklich vermieden, ist er erfolgt, da bei einer neuen Papstwahl Friedrich's Anhänger dem von der Mehrzahl Gewählten, Alexander III., einen Andern entgegenstellten. Friedrich hat die Entscheidung der zwiespältigen Wahl für eine von ihm berufene Versammlung in Anspruch genommen; da sich Alexander dem nicht unterwarf, ward der Gegner, Victor, anerkannt. Aber jenen betrachtete die Mehrzahl der abendländischen Völker als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, und nicht viel anders stand ihm nun der Kaiser gegenüber als Heinrich IV. einst Gregor VII. Und war Alexander diesem an bedeutenden Eigenschaften auch nicht gleich, doch gehört er zu den

namhaftesten und kräftigsten unter den Bischöfen Roms. Er hat Friedrich das Gegengewicht gehalten, ihm den Sieg entrissen, den derselbe glauben mochte gewonnen zu haben.

Der Kampf, der eine Zeit lang alle Kräfte der Betheiligten in Anspruch nimmt, ist voll hohen, gewaltigen Interesses. Jeder vertritt eine Idee, in gewissem Sinn ein Recht. Friedrich das alte Herkommen, das Recht des Kaiserthums, wie es ihm aus den Erinnerungen der letzten Jahrhunderte, aus den Constitutionen der früheren Imperatoren vor Augen steht. Der Papst die Errungenschaften der letzten Zeit, die Ideen Gregor's **VII.**, die Grundsätze der Unabhängigkeit und Obergewalt der Kirche, die ihre volle Verwirklichung noch nicht erhalten haben. Recht eigentlich der lebendigen Gegenwart gehören die Städte an, der Zukunft sind sie zugewandt. Zwei mächtig sich erhebende, unter sich jetzt eng verbundene Gewalten sind es, welche dem Kaiser gegenüberstehen, seinen Plänen zunächst auf Italischem Boden Widerstand leisten.

Diesen hat Friedrich nicht zu brechen vermocht. Er unterliegt. Die Schlacht bei Legnano hat entschieden.

Da aber gab er den Kampf auf. Er eilte, den Frieden zu Venedig zu schließen. Fast leichter als man hätte denken sollen, kam derselbe zu Stande. Papst Alexander wurde anerkannt, den Städten der factische Besitz zugestanden. Sonst hat Friedrich in keine demüthigenden Bedingungen gewilligt, wie es später berichtet und in einem berühmten Bilde im Dogenpalast zu Venedig dargestellt ist. Friedrich ist auch nicht wieder auf die früheren Forderungen zurückgekommen. So Manches sich auch in den nächsten Jahren zu seinen Gunsten änderte, er bestätigte den Städten definitiv durch den Constanzer Frieden, was er ihnen zu Venedig zunächst provisorisch eingeräumt hatte: sie erhielten die Wahl ihrer Vertreter, welche die Hoheitsrechte, die Regalien, übten und diese nur, ähnlich wie die Fürsten bei der Belehnung, von dem Kaiser oder seinem Stellvertreter empfangen sollten. Die Städte wurden selbständige Gewalten, wie es die Fürsten waren, und noch mehr als diese, wahre Republiken.

Friedrich hat hier nachgegeben, man darf wohl sagen, weil er einsah, daß er nicht durchdringen könne, daß auch Höheres auf dem Spiele stehe, daß die Stellung gefährdet sei, welche er bisher in Deutschland eingenommen hatte.

Friedrich ist der Macht, dem Recht der Fürsten, wie sie sich in der letzten Zeit entwickelt hatten, nicht entgegengetreten; aber darauf hat er gehalten, daß sie seiner höheren Gewalt sich fügten; wenigstens die Lehnshoheit ist von ihm entschieden, jetzt auch den geistlichen Fürsten gegenüber, zur Geltung gebracht. In diesen, einem Reinald, Philipp von Köln, Christian von Mainz, hat er immer noch Stützen seiner Macht, Förderer seiner Pläne gefunden. Trat ihm einer entgegen, wie der Wittelsbacher Konrad in Mainz, Adalbert in Salzburg, so hat derselbe weichen müssen.

Am freisten hat lange Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern gewaltet. Das nördliche Herzogthum mit den großen Hausgütern war ihm die Hauptsache. Hier entfaltete er eine weitreichende, bedeutende Thätigkeit. Die benachbarten Slavischen Gebiete, um deren Gewinnung für christliches und Deutsches Leben schon seit Jahrhunderten gekämpft war, hat er jetzt völlig unterworfen: die hier neuerrichteten oder hergestellten Bisthümer wurden von ihm besetzt; Lübeck, ein alter Sitz Slavischer Fürsten, neu aufgebaut und mit Freiheiten und Rechten mancherlei Art versehen, ward zum Mittelpunkt des Handels auf der Ostsee gemacht, diese überhaupt zuerst für Deutsche Interessen eröffnet. Aber auch in Sachsen selbst strebte Heinrich nach Befestigung, Ausdehnung seiner Macht: der herzoglichen Gewalt suchte er eine reelle, territoriale Grundlage zu geben, die andern Gewalten danieder zu halten oder sich zu unterwerfen. In Streitigkeiten, die daraus entsprangen, hat er die Oberhand behauptet: eine kräftige, durchgreifende Natur, auf Vortheil und unmittelbaren Gewinn ausgehend, ist er zu immer größerer Macht gelangt, hat sich aber auch zahlreiche heftige Feinde erweckt.

Friedrich ließ den Herzog gewähren, so lange derselbe ihm

die gewünschte Unterstützung lieh. Aber in dem letzten Italienischen Krieg hatte Heinrich sie verweigert oder wenigstens an Bedingungen geknüpft, die der Kaiser nicht erfüllen konnte.

Da kam es zum Bruch zwischen Beiden: da erkannte Friedrich, daß der übermächtige Herzog seinem Ansehn Gefahr bringe. Er lieh den Klagen der verletzten Sächsischen Großen, Bischöfe und Anderer, sein Ohr.

Der Herzog ward zur Verantwortung gezogen, da er sich nicht stellte, verurtheilt, zuerst seiner Herzogthümrr und Lehen entsetzt, dann, als er im Widerstand verharrte, geächtet und auch der Hausgüter beraubt. Friedrich selbst erschien im Felde, bis vor Lübeck zog er. Als Alles verloren, unterwarf sich Heinrich. Er erhielt Gnade, aber unter harten Bedingungen: nur die Hausgüter in Sachsen, die Braunschweig-Lüneburgischen Besitzungen wurden ihm zurückgegeben. Er hat später versucht, das Verlorene wiederzugewinnen, einmal mit den Waffen in der Hand und wider das gegebene Wort, dann durch Unterhandlung. Aber ohne Erfolg.

Heinrich überlebte seinen großen Gegner; die letzten Tage verbrachte er in Braunschweig, das er gehoben, durch bedeutende Bauten geziert hat; er beschäftigte sich mit frommen Werken, ließ Chroniken sammeln und sich die Thaten Anderer vorlesen, er, der selbst bedeutsam genug in den Gang der Geschichte eingegriffen hatte. Was er gewollt, hat er nicht erreicht. Die herzogliche Gewalt, die er zu heben suchte, ist gerade mit seinem Sturz nun auch in Baiern und noch mehr in Sachsen beschränkt, aufgelöst worden. Was dauernd von seinen Bestrebungen blieb, die Deutsche Herrschaft an der Ostsee, ist wenigstens seinen Nachkommen nicht zu Gute gekommen. Aber sich hat er hier ein bleibendes Denkmal gegründet: das mächtig aufblühende Lübeck.

Nach des Herzogs Bewältigung stand Kaiser Friedrich in Deutschland in bedeutendem Ansehn da. Um ihn sammelten sich die kleineren Gewalten: seine Persönlichkeit wußte sie zu vereinigen, zu leiten. Ein Abbild seiner Macht und Größe

war der Mainzer Reichstag von 1184, wo die Fürsten und andere Große zahlreich erschienen waren, dazu 40,000 Ritter, und wo Gesandte auswärtiger Könige und Herrscher den Kaiser, dessen Name weithin die Welt erfüllte, aufsuchten und begrüßten. Auch in Italien hat Friedrich Einfluß und Macht behauptet. Die Lombardischen Städte zeigten sich jetzt ergeben. In Mittelitalien geboten kaiserliche Statthalter. Dazu kam die Aussicht, das Normannische Reich im Süden, das den Kaisern lange feindlich entgegengestanden und dazu beigetragen hatte ihre Pläne zu vereiteln, durch eine Heirath zu gewinnen. Wie verderblich dies werden sollte, konnte der Kaiser schwerlich ermessen; damals, auf seinem Standpunkt, mußte es als ein großer Gewinn erscheinen.

Es war überhaupt eine glänzende, an mannichfachem Leben reiche Zeit. Das Ritterthum stand in seiner vollen Blüthe: kriegerische Kraft vereinigte sich hier mit Hingebung an kirchliche Ideen, auch mit einer heitern Lebensansicht und einem gewissen Schwung in der Auffassung aller Verhältnisse. Die Städte hoben sich empor und gaben einer neuen Freiheit Raum zu kräftiger Entfaltung. In der Wissenschaft und Kunst herrschte volle Regsamkeit. Die philosophisch-theologischen Studien, welche in Frankreich blühten, blieben auch den Deutschen nicht fremd. In ihnen hat sich Otto, Bischof von Freising, aus dem Babenbergischen Hause, ein Halbbruder König Konrad's III., zu einem der ersten Historiker des Mittelalters ausgebildet. Heinrich von Veldeke gab der Deutschen Dichtung Genauigkeit im Vers und Reim. Ihm folgte Hartmann von Aue, der Meister in der Erzählung und im lyrischen Gedicht. Man behandelte antike Stoffe, die Aeneis, die Alexandersage, aber auch solche, die dem eigenen Volke nahe lagen, die Sagen, die sich zunächst in Frankreich an die Person Karl des Großen anschlossen, andere von einem Herzog Ernst; vor Allem aber war es die alte Deutsche Heldensage, die in Liedern fortlebte, welche etwas später zu dem großen Gedicht der Nibelungen zusammengefügt sind.

So tritt das Kaiserthum unter Friedrich in eigenthüm-

licher Größe hervor. Vieles hat er aufgeben müssen, den Städten, der Kirche gegenüber. Nicht im vollen Umfang sind seine Ideen zur Ausführung gekommen. Aber doch ist ihm gelungen, der Auffassung, die er von dem Kaiserthum hatte, wenigstens für den Augenblick, noch einmal eine glänzende Verwirklichung zu geben.

Da beschloß Friedrich, sein Werk zu krönen und selbst auszuziehen, um das heilige Grab, das wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen war, zu befreien. Auf dem Wege fand er seinen Tod, den 10. Juni 1190. Er starb auf der Höhe seines Ruhms, versöhnt mit der Kirche, inmitten eines heiligen Werkes, jedenfalls unendlich viel glücklicher als der alte Gegner Heinrich, der seine letzte Kraft in vergeblichen Anstrengungen verzehrte und zuletzt thatenlos endete.

Um Friedrich's Person und all sein Thun hat dann die Sage ihren glänzenden Mantel geworfen: er erschien späteren Geschlechtern als der Repräsentant des Reiches in seiner Herrlichkeit und Kraft. Er sitze, hieß es, vielleicht zuerst von seinem Enkel, später von ihm, im Kyffhäuser und schlummere; aber einst werde er aufwachen und kommen und das gesunkene Reich neu wieder aufrichten.

Er ist nicht gekommen, und jetzt warten wir seiner nicht. Die Geschichte hat uns wohl gelehrt, daß nicht ein Kaiserthum, wie es Friedrich faßte, unserm Volk auf die Länge das geben kann, dessen es für sein staatliches Leben bedarf.

5. Friedrich der Zweite.

Eine der merkwürdigsten Perioden der Deutschen Geschichte ist unzweifelhaft die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, das Ende der Staufischen Zeit. Eine Fülle von Kraft und Leben regt sich in der Nation, wie zu wenig anderen Zeiten.

Dabei sind aber die größten, schroffsten Gegensätze vorhanden, auf politischem, kirchlichem, geistigem Gebiete. Und diese Gegensätze sind sich entgegengetreten zum entschiedenen, offenen Kampf, zu einem Kampf, der zu den gewaltigsten gehört, welche die Geschichte aufzuweisen hat, der aber für Deutschland verhängnißvoll geworden ist im höchsten Grade.

Indem wir diese merkwürdige Zeit uns vergegenwärtigen wollen, machen wir zu dem Mittelpunkt der Betrachtung den Kaiser, der während des größten Theils dieser Periode die Krone getragen hat, in dessen Regierung sich die Gegensätze eng zusammendrängen, dessen Leben von jenem Kampf erfüllt und bestimmt ist, der selbst den Einfluß der verschiedenen Richtungen auf das entschiedenste zeigt, Friedrich II.

Ueber wenige Persönlichkeiten der Geschichte lautet das Urtheil so verschieden wie über diesen Kaiser. Von Einigen wird Friedrich gepriesen als ein Mann, der den Meisten seines Jahrhunderts vorangeeilt war, der für Grundsätze auftrat und focht von hoher, ewiger Bedeutung, dessen Absichten aber nur gehässige Gegner gefunden und an ihrem Widerstand gescheitert zum ewigen Schaden für die Menschheit. Andere dagegen schildern ihn als falsch, treulos, gewaltthätig, herrschsüchtig, nur auf Macht und Vortheil bedacht, als einen Feind der Kirche und des Christenthums: so habe er über sich und sein Geschlecht ein verdientes Mißgeschick herbeigezogen.

Wir können die volle Wahrheit nicht auf der einen oder anderen Seite finden. Um aber Friedrich's Person und Wirken zu würdigen, wird es nothwendig sein, zuerst die Verhältnisse, in denen er stand, in's Auge zu fassen.

Friedrich II. war der Enkel Friedrich's I., Sohn Heinrich's VI. und der Constanze von Sicilien; durch Erbrecht war er zur Herrschaft in Süditalien und auf Sicilien, durch Wahl in frühester Jugend zur Nachfolge im Deutschen Reich berufen.

Diese Doppelstellung hat für Friedrich's Verhalten und Geschick die größte Bedeutung gehabt.

Die Normannische Herrschaft im südlichen Italien hat sich

im entschiedensten Gegensatz gegen die Deutschen Kaiser entwickelt; den Päpsten hat sie einen Rückhalt in ihrem Kampf mit diesen gewährt; den Städten ist sie verbündet gewesen, als dieselben den Forderungen Friedrich's I. entgegentraten. Da war es von entscheidender Bedeutung, daß eben Friedrich noch die Verbindung seines Sohnes mit der Constanze, der Erbin des Reiches, zu Stande brachte. Wie verhängnißvoll diese Verbindung auch später seinem Hause und Deutschland werden sollte, Friedrich konnte, wie wir bemerkten, darin nur einen großen Vortheil, eine Entschädigung für Vieles, was er hatte aufgeben müssen, sehen.

Heinrich VI. ist hierdurch unmittelbar tief in die Italischen Angelegenheiten hineingeführt worden. Nur mit Gewalt der Waffen hat er zur Herrschaft gelangen können, mit Strenge, mit schneidender Härte hat er sie zu sichern, zu befestigen gesucht. Heinrich ist wieder eine bedeutende Persönlichkeit, kühn in seinen Entwürfen, auch wohl von Einsicht in das worauf es ankam, aber ohne jene edle, großartige Haltung, die der Vater beobachtet hatte. Auch ihn erfaßt die Idee der Weltherrschaft. Er benutzt die Gelegenheit, welche den Englischen König Richard in seine Hände lieferte, um sich das Reich desselben zum Lehn auftragen zu lassen. Die fernen Könige von Cypern und Jerusalem verstanden sich zur Huldigung. Bereits dachte Heinrich an eine Eroberung des Griechischen Reiches. Alte Pläne der Normannischen Könige wurden hier von ihm aufgenommen; in ihre Tendenzen trat er ein. Den Interessen des Deutschen Reiches entfremdete er sich dadurch. Aber da er noch mit solchen Plänen beschäftigt war, starb er, erst 32 Jahre alt. Der Sohn, den er hinterließ, war erst vor drei Jahren geboren.

Im Sicilischen Reich fand Friedrich's Nachfolge keine Schwierigkeit. Die Vormundschaft übernahm der Papst, der als Lehnsherr des Reiches anerkannt war.

Papst aber war damals Innocenz III., eine der gewaltigsten Persönlichkeiten, die die Geschichte kennt, wohl unter

allen, die auf dem Stuhl des heiligen Petrus gesessen, der welchem der erste Platz gebührt. Durch ihn ist die kirchliche Macht zur idealen Höhe hingeführt. Alle anderen Gewalten der Erde sollten ihr untergeordnet, von ihr abhängig sein, auch die kaiserliche selbst: sie erhalte ihr Licht von der Kirche, wie der Mond von der Sonne. Eine ermahnende, richtende, strafende Gewalt nahm Innocenz für sich als Oberhaupt der Kirche in Anspruch. Dabei war seine Thätigkeit die umfassendste, die sich denken läßt. Die Verhältnisse des Abend- und Morgenlandes, die Englisch-Französischen Angelegenheiten, die Kämpfe im Deutschen Reich, die Bekehrung der Preußen und Liven zum Christenthum, die Begründung des Lateinischen Kaiserthums in Constantinopel, die Zustände der christlichen Reiche in Asien, Alles hat er mit gleichem Eifer verfolgt, überall seine Sorge walten lassen, überall auch die größten Erfolge davongetragen, der Kirche den entschiedensten Einfluß gesichert. Voll jugendlicher Kraft — nur 31 Jahre war er alt — faßt er Alles an, greift in Alles ein, setzt seine Pläne durch. Er hat Vieles vorbereitet gefunden, er baut auf dem Grunde fort, den Gregor gelegt, aber er übertrifft ihn noch an großartiger Auffassung der Dinge. Er ist nicht so berechnend wie dieser, unter Umständen strenge, bis zur rücksichtslosen Härte in der Verfolgung der Albigenser, aber getragen von wahrer Hingebung und Begeisterung für die Ideen, welche er vertritt, und denen er die umfassendste Verwirklichung gegeben hat.

Unter der Leitung dieses Mannes wuchs Friedrich II. in Sicilien heran, fern von der Heimath seiner Väter, von Deutschland, zu dessen König er gewählt war.

Der heftigste Parteienkampf ist hier nach dem Tode Heinrich's VI. entbrannt. Die Gegner der Staufer haben einen Welfen als König aufgestellt, einen Sohn Heinrich des Löwen, Otto, bis dahin durch seinen Oheim, den Englischen König, Graf von Poitou, eine herbe, kräftige Natur. Dagegen erklärte sich die Staufische Partei, da sie einsah, daß dem jungen, fernen Kinde die Krone sich nicht bewahren lasse, für den jüngeren

Sohn Friedrich's I., den Herzog Philipp von Schwaben. So theilte sich das Reich in zwei feindliche Heerlager. Es war auch kein rechter Kampf entgegengesetzter Principien, der bei allem Unheil, das er mit sich führt, etwas Weckendes, Erhebendes haben kann, sondern wesentlich nur Parteiung aus kleinlichen, persönlichen Rücksichten. Das Interesse, der Vortheil entschieden über die Haltung der Einzelnen. Manche Fürsten wechselten zwei-, dreimal die Partei, je nachdem größerer Gewinn nach der einen oder anderen Seite lockte: sie lernten das Dahin Daher, wie Walter von der Vogelweide sagt, der damals seine patriotischen Lieder dichtete, die Deutschen zur Einheit, zur Anerkennung eines rechten Königs mahnte mit Worten, die auch heute noch ihre Bedeutung haben könnten. Als Philipp dann nach manchem Wechsel das Uebergewicht erlangte, der allgemeinen Anerkennung nahe war, da fiel er durch die Hand Otto's von Wittelsbach, das blutige Opfer privater Rache. Für eine Zeit lang kam der Welfe zur unbestrittenen Herrschaft.

Es waren das für das Ansehn des Reiches unglückliche Zeiten. Dänemark, das noch unter Friedrich I. die Deutsche Lehnshoheit anerkannt, hat sie jetzt abgeschüttelt und zugleich angefangen, sich auf Kosten Deutschlands auszudehnen: die bisher Slavischen Gebiete an der Ostsee, aber auch die alten Reichslande nördlich der Elbe wurden erobert. Von der Lehnsabhängigkeit Englands war keine Rede; Deutsche Fürsten bekannten sich als Vassallen des Englischen Königs; dieser und ebenso Frankreichs Herrscher begannen eine Einmischung in die Deutschen Verhältnisse.

Vor Allem aber ist der Einfluß des Papstes hier gewachsen. Die um die Krone streitenden Könige haben beide die demüthigendsten Zugeständnisse gemacht, um seine Anerkennung zu erlangen, zumeist der Welfe, dann fast nicht weniger der Staufer, der so den alten Standpunkt des Hauses aufgab. Eine Zeit lang schwankte Innocenz, verzögerte wenigstens die Entscheidung. Darauf hat er sich für Otto erklärt. Doch hatte

Philipp gewußt, ihn wieder günstiger zu stimmen, eben als er erschlagen ward. Und da später Otto als allgemein anerkannter Herr des Reiches entschiedener auftrat, wieder alte Rechte in Italien geltend machte, auch Ansprüche auf Sicilien erhob, da besann sich Innocenz nicht lange, trat entschieden und rücksichtslos auch dem Welfen entgegen. Nun zeigte sich wohl, daß es nicht die Politik einzelner Personen oder Familien war, um die es sich bei dem Kampf zwischen Kaiser und Papst handelte: unter wesentlich veränderten Verhältnissen kam der Gegensatz nur schroffer zum Vorschein als früher. Aber auch Innocenz hatte dann nur die Sache im Auge: er bot die Hand dazu, daß der Staufer, der eben herangewachsene Friedrich, sich aufmachte, die väterliche Krone zu gewinnen.

Im März 1212 verließ Friedrich Palermo; glücklich kam er über die Alpen nach Deutschland; zuerst in Schwaben von den alten Freunden des Hauses, dann fast allgemein ward er anerkannt, in Mainz, später nochmals in Aachen gekrönt.

Otto dagegen zog zuerst in den Englisch-Französischen Krieg; die Niederlage der Engländer bei Bovines traf auch ihn; darauf hat er noch ein paar Jahre im nördlichen Deutschland, doch ohne rechte Bedeutung auch nur hier, gewaltet, bis im Jahre 1218 der Tod seinem wechselvollen Leben ein Ende machte.

Schon vorher ist Innocenz gestorben. Er hat Friedrich's Sieg gesehen und mußte ihn damals als einen Sieg auch der Kirche betrachten. In seinen letzten Tagen hielt er die glänzende Lateransynode, auf der sich fast die ganze Christenheit um ihn, ihr Haupt, versammelte, die Patriarchen des Orients, über 70 Erzbischöfe, 400 Bischöfe, 900 Aebte, Abgesandte des Kaisers, der Könige und Fürsten. Er schied am 16. Juli 1216, da die Kirche mächtiger, triumphirender war als je, zugleich Reich und Kirche einig wie seit lange nicht.

Und da nun an seine Stelle der sanfte, friedliebende Honorius III. trat, schien eine Zeit der Eintracht und des gemeinsamen Handelns folgen zu müssen.

Statt dessen aber hat alsbald der heftigste Kampf begonnen, in dem die alten Gegensätze ungleich feindlicher, gewaltsamer noch als zuvor sich entgegengetreten sind.

Wie es gekommen und wer daran die Schuld trägt, ist nun doch nicht mit Einem Wort zu sagen. Daß sie unbedingt Friedrich treffe, läßt sich sicher nicht behaupten.

An sich war Friedrich II. so wenig wie sein Großvater darauf aus, einen Kampf mit der Kirche zu führen; er verstand sich selbst noch zu bedeutend größeren Concessionen als jener. Fast in allen streitigen Fragen hat er nachgegeben, ausführliche Privilegien zu Gunsten kirchlicher Freiheit ertheilt, strenge Gesetze gegen die Ketzer, wie die Kirche sie verlangte, erlassen. Dagegen hat er freilich in Sicilien die staatlichen Rechte auch der Geistlichkeit gegenüber entschieden festgehalten, in weiterem Umfang geltend gemacht, als seine Vorgänger. Hier seine Macht zu befestigen, in umfassender Weise zu begründen, war ein Hauptziel seines Strebens. Und damit verband er die Tendenz, überhaupt in Italien seine Herrschaft wieder zur Geltung zu bringen, die widerstrebenden Gewalten, namentlich die Städte, zu unterwerfen: eben die Macht des Erbreichs Sicilien schien dazu die Mittel zu bieten. Hierin aber erblickte die Kirche fortwährend die größte Gefahr, und hieraus zunächst entspann sich der neue Bruch und Kampf.

Dann machten freilich auch noch andere, allgemeinere Gegensätze sich geltend.

Die Kirche, damals auf dem Höhepunkt ihrer Macht, hat sich immer noch bestimmter abgeschlossen, schroffer ausgebildet. Es ist die Zeit, da die Orden der Bettelmönche entstanden, der Franziskaner und Dominikaner, die als eifrige Streiter für die Grundsätze der Curie und die Ansprüche des Papstes auftraten. Die Inquisition ward begründet. Die Ketzerverfolgungen standen in voller Blüthe. In Frankreich gegen die sogenannten Albigenser ist mit blutiger Strenge eingeschritten. Auch in Deutschland fand man Gelegenheit dazu: gegen die Stedinger, eine Friesische Völkerschaft, die in den alten rechtlichen und kirch-

lichen Zuständen verharrte und dem Bremer Erzbischof nicht die verlangte Fügsamkeit zeigte, ward das Kreuz gepredigt, ein Vernichtungszug unternommen; Konrad von Marburg rief durch die Verfolgungen, die er in Hessen und der Nachbarschaft veranlaßte, die allgemeinste Aufregung hervor, bis er derselben selbst als Opfer fiel.

Zu solchen Strebungen steht Friedrich in schroffem Gegensatz: dem Weltlichen, geistig Freien, Sinnlichen ist seine Natur zugewandt. Ein Freund profaner Wissenschaft, wie ein alter Schriftsteller sagt, von unersättlichem Durst des Wissens, befördert und betreibt er mathematische, astrologische, naturwissenschaftliche, medicinische Studien; zugleich liebt er die Poesie und versucht sich in jener leichten erotischen Dichtung, die von den Provenzalen ausging und in Italien vielfach Verbreitung und Nachahmung fand. Einer heiteren, sinnlichen Lebensanschauung hingegeben, war er ein Freund der Frauen, aber nicht mehr in der ritterlichen Weise früherer Jahrhunderte, sondern nach morgenländischer Art: eifersüchtig, streng gegen die eignen Gemahlinnen bis zum Extrem, legte er seinen Begierden selbst keinen Zügel an, hielt Arabische Tänzerinnen an seinem Hof, ja einen förmlichen Harem. Ueberhaupt übt orientalische Sitte und Anschauung einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn aus. Durch die Kreuzzüge war, wie früher in Spanien, eine nähere Berührung der Europäischen Welt überhaupt mit dem Muhammedanismus herbeigeführt; durch den Verkehr mit den auf Sicilien ansässig gebliebenen Saracenen, mit der gegenüberliegenden Küste Afrika's, mit Aegypten und Palästina ist das südliche Italien vorzugsweise in diese Beziehungen hineingeführt, und hier und während eines Aufenthaltes im Morgenlande selbst hat Friedrich dieselben in reichem Maße auf sich einwirken lassen. In seiner religiösen Ueberzeugung kam er auf einen Standpunkt, wo er, bei Hingebung an die äußeren Gebräuche und Forderungen der Kirche, ihr innerlich fremd war, ja fast feindlich gegenüberstand. Politisch eignete er sich Grundsätze an, die sich auch, wenigstens theilweise, unter dem Einfluß des Morgen-

landes ausgebildet haben; sie standen in entschiedenem Gegensatz zu der feudalen, hierarchischen Ordnung, welche bis dahin die abendländische Welt beherrschte. Es gilt eine größere Einheit der Staatsleitung, eine Zusammenfassung der staatlichen Kräfte, eine Benutzung der vorhandenen Mittel für öffentliche Zwecke, überhaupt eine weitere Ausbildung der finanziellen Verhältnisse. Damit verbindet sich Sorge für Sicherheit, Ordnung, Wohlfahrt, für Förderung von Ackerbau, Industrie und andere Interessen. Es sind die Grundsätze moderner Staatsleitung, welche hier zuerst bestimmter hervortreten; Friedrich ist seiner Zeit vorangeeilt, seine Gesetzgebung für Sicilien ein wichtiges und interessantes Denkmal dieser Auffassung der Verhältnisse.

Aehnliche Contraste, wie sie die Kirche und ihre Anhänger auf der einen, Friedrich und seine Tendenzen auf der andern Seite darbieten, treten in der Zeit überhaupt und in den verschiedensten Verhältnissen entgegen. Auch Deutschland ist davon nicht unberührt geblieben, und manchmal drängen sich die Gegensätze noch enger zusammen. Das Thüringische Fürstenhaus zeichnete sich aus durch Pflege anmuthiger weltlicher Dichtung und heiteren ritterlichen Sinnes, und eben hier erwuchs die Landgräfin Elisabeth zu einem stillen, beschaulichen Leben: bald nach ihrem Tode wurde sie heilig gesprochen; bei der Erhebung ihrer Gebeine war Friedrich II. anwesend und schmückte das Haupt der seligen Frau mit einer goldenen Krone. Dieselbe Zeit fand Geschmack an den glühenden Liedern der Minnesänger und den haarscharfen Disceptationen der Scholastiker. Der feine und zierliche Gottfried von Straßburg und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach gehören diesen Jahren an, und eben damals begann Albertus Magnus seine Thätigkeit, die der Theologie und Philosophie neue Bahnen eröffnete. — Eine Verbindung des kirchlichen und des auf das Schöne und Heitere gerichteten Sinnes zeigt sich in der Baukunst, die damals in Deutschland den großartigsten Aufschwung nahm, Denkmäler von so unvergänglicher Schönheit, wie die Elisabethkirche zu

Marburg, die Münster zu Freiburg und Straßburg, den Kölner Dom entstehen ließ.

In einer so mannichfach bewegten, an Kräften und Strebungen reichen Zeit lebte Friedrich, eine begabte, von den entgegengesetzten Einflüssen berührte Natur. Dieselben innerlich zu einigen, war ihm nicht gegeben. Aeußerlich aber den Frieden zu erhalten, auch mit den ihm fremden und feindlichen Richtungen, war nur eine Zeit lang möglich. Irgend ein Anlaß mußte früher oder später den Gegensatz zu Tage legen und dann auch zu einem Bruch führen, der sich nicht wieder ausgleichen ließ.

Die Sicilischen, überhaupt die Italischen Angelegenheiten waren es, welche den Zwiespalt mit dem Papst herbeiführten.

Um die Angelegenheiten des Erbreichs zu ordnen, um seine Macht hier zu befestigen und damit die Mittel zur Durchführung weiterer Pläne zu erhalten, ward ein gelobter Kreuzzug wiederholt aufgeschoben; als die Fahrt aber angetreten werden sollte, mußte Friedrich wegen Krankheit umkehren. Das gab Papst Gregor IX., einen Neffen Innocenz' III., der eben, 80 Jahre alt, den Römischen Bischofsstuhl eingenommen hatte, den Anlaß, den Kaiser zu bannen, die Unterthanen vom Eid der Treue loszusprechen, ein Heer in die Erblande einfallen zu lassen. Es half auch wenig, daß Friedrich dann wirklich auszog, den Besitz Jerusalems durch geschickte Unterhandlung gewann: der Kirche galt das jetzt als ein frevelhaftes, ketzerisches Beginnen. Aus dem Orient zurückgekehrt, erzwang aber Friedrich mit Gewalt der Waffen einen günstigen Frieden.

Damals war der Kaiser entschieden im Uebergewicht. Und nun hat er seine Pläne gegen die norditalischen Städte, die ihn und sein Ansehn wiederholt verletzt und gekränkt hatten, aufgenommen; es kam zum Ausspruch der Acht, zum offenen Kampf, in dem Friedrich zu Anfang ebenfalls Sieger war: alle Städte bis auf sechs sind nach der glücklichen Schlacht bei Cortenuova unterworfen.

Damit war der Kampf aber nicht zu Ende. Indem der Papst sich jetzt für die Städte erklärte, wandte Friedrich sich auch gegen ihn, und alsbald trat der Conflict hier nur schroffer, entschiedener hervor als früher. Gregor IX. starb aus Kummer über Friedrich's Glück; nur kurze Zeit hatte der Nachfolger, Cölestin IV., die höchste Würde der Christenheit inne. Dann folgte eine 21 monatliche Vacanz. Friedrich stand siegreich in der Nähe von Rom. Da hat er wohl gedacht, in eingreifendster Weise die Dinge nach seinem Willen gestalten zu können: der Kirche, wie auch schon Otto IV. gewollt, ihre weltliche Macht vollständig zu nehmen, Rom zu dem Mittelpunkt des Kaiserthums, seiner Herrschaft, zu machen, solche und ähnliche Pläne beschäftigten ihn.

Friedrich fühlte sich dabei mehr als Italiener denn als Deutscher. Eine Durchführung seiner Absichten hätte der Einigung Italiens nur Vorschub leisten können.

Aber daran war freilich nicht zu denken.

Es wurde ein Papst gewählt, den man wohl dem Kaiser günstig hielt, Innocenz IV. aus dem Genuesischen Hause Fieschi.

Aber kein Papst konnte den Plänen Friedrich's nachgeben. Dieser Innocenz war es am wenigsten gewillt. Er hatte den kühnen Sinn des dritten Innocenz, er war noch entschiedener, hartnäckiger, rücksichtsloser. Aus Italien weg begab er sich nach Frankreich. Nach Lyon, einer Stadt, die eigentlich noch zum Kaiserreich, zu Burgund, gehörte, aber sich schon so gut wie ganz von demselben abgetrennt hatte, berief er eine große Kirchenversammlung, an der wenig Deutsche Bischöfe Antheil nahmen, die aber sonst zahlreich besucht war, und hier ward Friedrich auf's Neue förmlich verurtheilt, der Herrschaft entsetzt, mit Bann und Fluch belegt. Und nun ward Alles aufgeboten, um dem Ausspruch Geltung zu verschaffen, kein, auch das härteste Mittel, nicht verschmäht. Schon früher war das Kreuz gegen den zum Kaiser Gekrönten und Gesalbten wie gegen einen Ungläubigen und Ketzer gepredigt; jetzt wurden in Sicilien

Verschwörungen angezettelt, die treuen Städte der Lombardei zum Abfall bewogen, in Deutschland Gegenkönige aufgestellt.

Nun kannte auch Friedrich keine Rücksicht mehr. Auf das heftigste trat er gegen den Papst auf: er erklärte ihn für einen Verderber der Kirche. Und er hatte es nun nicht mit der einzelnen Person zu thun: er bot nicht die Hand, wie es früher geschehen, einen andern Papst dem ihm feindlichen entgegenzustellen; er verstieg sich zu dem Gedanken, die Zustände der Kirche vollständig umzugestalten, sie auf einfachere Verhältnisse zurückzuführen, zugleich vielleicht sich selber auch hier ein höheres Recht beizulegen. Mit dem Widerstand, den er fand, steigerte sich zugleich seine Leidenschaft; er verfolgte die Geistlichen, mißhandelte solche die in seine Hände fielen.

Das ist die unglücklichste Zeit in Friedrichs Leben. An einen Sieg war nicht zu denken, ein Nachgeben bei seiner Stellung in Sicilien ihm nicht wie seinem Großvater möglich. So verzehrte er seine Kraft. Seine Gesundheit war gebrochen, da starb er im December 1250 zu Fiorentino in der Capitanata.

Italien war sein Geburtsland, war der Schauplatz seiner Thätigkeit, Italien ward auch seine Ruhestätte.

Deutschland ist er immer fremd geblieben; die Deutschen Verhältnisse nahmen nur eine mehr untergeordnete Stelle in seiner Politik ein.

Nur dreimal ist er über die Alpen gekommen, die letzten 15 Jahre gar nicht.

Erst war der ältere Sohn Heinrich in Deutschland als König anerkannt, während dessen Minderjährigkeit einheimische Fürsten die Geschäfte besorgten, der namhafteste unter diesen der ausgezeichnete Erzbischof Engelbert von Köln. Als Heinrich, erwachsen, sich in eine feindliche Haltung gegen den Vater hineinziehen ließ, sich sogar in Verbindung mit den Italienischen Städten setzte, ward er seiner Würde beraubt, von Friedrich in strenge Gefangenschaft gebracht. An seine Stelle trat der jüngere Sohn Konrad IV., der auch zu Anfang fremder Leitung be-

durfte. Schwäbische Ministerialen-Familien sind in dieser Zeit zu hohem Einfluß im Reich gelangt, ein Theil derselben aber, die sich dem König Heinrich angeschlossen hatten, von dem Kaiser später wieder daniedergedrückt.

Friedrich's Sinn für Neuordnung staatlicher Verhältnisse hat im Deutschen Reich keinen sonderlich günstigen Boden gefunden. Zur Herstellung einer stärkeren Regierungsgewalt war keine Möglichkeit gegeben. Was unter dem Großvater und Vater noch vorhanden war an Besitzthum und Rechten, ist in der Zeit des innern Zwiespalts aufgegeben, verloren. Der Versuch Heinrich's VI., die Krone in seinem Geschlecht erblich zu machen, hat die Eifersucht und den Widerstand der Fürsten auf's Neue wach gerufen. Zuletzt hat Alles sich zu Gunsten dieser gewandt. Da Friedrich das Bedürfniß fühlte, einigermaßen ordnend, bestimmend in die Verhältnisse einzugreifen, kam es großentheils auch ihnen zu Gute. Ihrem Recht in den Territorien ließ er volle Bestätigung zu Theil werden; doch erhielt auch eine Mitwirkung ständischer Elemente wenigstens bei der Aenderung des Rechts in dieser Zeit ausdrückliche Anerkennung. Vor Allem galt es, die Ansprüche der Fürsten und der emporstrebenden Städte auszugleichen oder zwischen ihnen eine Entscheidung zu treffen. Wenn aber die Reichsgesetzgebung sich auch da zunächst auf die Seite der Fürsten stellt, so ist doch Friedrich, ebenso wenig wie der Großvater, der Entwickelung der Städte feindlich entgegengetreten: wenigstens solchen, die nur von ihm und dem Reich abhingen, ist alle Förderung zu Theil geworden. Und auch die Fürsten ihrerseits sind den Städten günstig genug gewesen, haben die vorhandenen mit Freiheiten mancherlei Art ausgestattet, zur Ausbildung der Rathsverfassung die Hand geboten, dazu neue gestiftet und durch Ertheilung besonderer Rechte ihr Emporkommen in aller Weise begünstigt. Kaiserliche Pfalz-, alte Bischofs- und Territorialstädte wetteifern mit einander: in ihnen wächst der Bürgerstand immer mehr zu Kraft und selbständiger Bedeutung heran.

Ueberall in den einzelnen Kreisen, den Territorien und Städten, herrscht Leben und Bewegung. Eine Fülle eigenthümlicher Rechts- und Verfassungsbildungen zeigt sich. Sie gelangen nun zuerst zur Aufzeichnung auch in heimischer Sprache. Die Geschichtschreibung, die Litteratur überhaupt nimmt einen mehr nationalen Charakter an.

Auch sonst ist viel Kraft vorhanden und kommt zur Bethätigung.

War in den Zeiten innerer Zwietracht die Dänische Herrschaft gegen den Süden vorgedrungen und hatte Deutsche Lande unterworfen, die Küsten der Ostsee sich angeeignet, so ist hier bald wieder ein vollständiger Umschwung eingetreten. Die norddeutschen Fürsten und Städte traten den Dänen entgegen; König Waldemar's II. Gefangenschaft durch den Grafen von Schwerin und seine Niederlage bei Bornhöved gaben Deutschland seine Grenze an der Eider zurück und sicherten ihm die Herrschaft an der Ostsee. Nun war Raum gemacht für die Deutschen Städtegründungen in Mecklenburg, Pommern und weiter im Osten. Gleichzeitig begründete sich Deutsche Herrschaft in Preußen, wo der große Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza, Kaiser Friedrichs treuer und einsichtiger Rathgeber und Freund, den Grund zu einem neuen eigenthümlichen Staatswesen legte, in Curland und Livland. Und auch in die Binnenländer des östlichen Europa's, nicht blos Böhmen und Mähren, die zum Deutschen Reich gehörten, auch nach Schlesien, Polen und ebenso Ungarn und das ferne Siebenbürgen, drang damals Deutsche Cultur und Deutsche Bevölkerung. Etwas später beginnt sie sich auch gegen den Norden, innerhalb der Grenzen des Dänischen Reiches, auszubreiten.

Es ist ein großes Ereigniß, daß sich dergestalt, nicht auf einmal oder in wenigen Jahren, im Lauf von ein paar Jahrhunderten, vollzieht. Zu einer Zeit, da der Ausbreitung der Deutschen im Westen und Süden längst feste Grenzen gezogen sind, da andere Einflüsse hier dem Germanischen Element die Herrschaft bestreiten, da das Reich der Deutschen Könige

und Kaiser anfängt Einbuße zu erleiden, wird hier ein weites Gebiet dem Deutschen Volke gewonnen, nach einem Jahrtausend wiedergewonnen, nicht Alles dem Reich selbst einverleibt, doch auch diesem neue, eigenthümlich bedeutende Glieder, wie jenes Preußen, angefügt.

Auf dem Leben, das sich hier entfaltet, dem gewaltigen Aufschwung der norddeutschen Städte, den Grundlagen künftiger bedeutsamer Staatsbildungen, mag der Blick des Deutschen Patrioten verweilen, der sich trauernd wegwendet von dem blutigen Schaffot, das der Franzose dem letzten männlichen Sproß des hehren Staufischen Geschlechts, dem jungen Konradin, Konrad's IV. Sohn, in Neapel errichtet.

Das Kaiserthum strebte, wie bis dahin die Nation, nach dem Süden. Aber die Zeit war vorüber, wo das Deutsche Volk hier die Geschicke der Welt entscheiden, hier auch die Förderung der eigenen Lebensaufgaben erhalten sollte. Seine Zukunft lag, wo die Anfänge seines geschichtlichen Lebens gelegen, im Osten und Norden.

6. Die ersten Habsburger und ihre Gegner.

Die Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, ist keine erfreuliche und anziehende: weder die Persönlichkeiten, mit denen wir es zunächst zu thun haben, noch die allgemeinen Verhältnisse tragen jenen Charakter des Gewaltigen, Imponirenden an sich, den Jeder, wie auch sein Standpunkt bei der Beurtheilung der großen Gegensätze und Kämpfe sein mag, der Periode Deutscher und allgemein Europäischer Geschichte von den Karolingern bis zum Untergang der Staufer zuerkennen wird.

Nicht als wären die Könige aus dem Habsburgischen Hause, auf die es zunächst ankommt, unbedeutende, schwache oder gar unwürdige Naturen gewesen. Es fehlte ihnen nicht

an Kraft und Geschick, auch nicht an einem gewissen Gelingen. Der erste, Rudolf, ist sogar unter unseren Königen eine vorzugsweise populäre Gestalt, und auch politisch wird er manchmal hochgestellt. Albrecht hat namentlich in neuerer Zeit um seiner Festigkeit und Energie willen Lob erhalten. Seinen Sohn Friedrich schmückten mehr edle, milde Eigenschaften, während gleichzeitig in dem Bruder Leopold, der Blume der Ritterschaft, wie er hieß, die kriegerische Tüchtigkeit des Hauses hervortrat.

Aber doch ist Keiner unter ihnen, der sich einem Karl, Otto und Friedrich vergleicht, auch Rudolf nicht. Und auch ihr Standpunkt ist ein anderer, kein so hoher, umfassender. Nicht blos, daß die Idee des Kaiserthums ihre wahre Bedeutung verliert; überhaupt nicht dem Reich allein oder vorzugsweise gehört ihre Thätigkeit an. Sie beginnen jene Hauspolitik, die dann immer mehr das Uebergewicht in Deutschland erhalten hat.

Allerdings war die Lage der Dinge der Art, daß dazu alle Aufforderung, eine Art Nothwendigkeit vorhanden war.

Die letzte Zeit der Staufer ist zu einer Zeit der Zerrüttung und Auflösung des Reichs geworden. Friedrich II. und nach ihm auch sein Sohn Konrad IV. sind ganz und gar durch die Italienischen Verhältnisse in Anspruch genommen. In Deutschland sind Gegenkönige aufgestellt, die zu keiner Macht und Autorität gelangten, Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland. Dann kam es zu einer zwiespältigen Wahl, noch dazu fremder Fürsten: des Alfons von Castilien, Richard von England. Jener ist nie, dieser nur ein paar Mal nach Deutschland gekommen, wo er Geld und Rechte mit freigebiger Hand spendete, weggab, was von Reichsgütern und Regalien übrig war, aber keinerlei eingreifende Wirksamkeit gewann. Die größeren Fürsten hielten sich ganz selbständig und verfolgten ihre besonderen Interessen. In Böhmen erhob sich das Slavische Fürstengeschlecht der Ottokare zu hervorragender Bedeutung, brachte Oesterreich und die Nachbarlande an sich und gewann so eine Stellung, die wohl den Deutschen Interessen im Osten

gefährlich erscheinen konnte. Die kleineren Gewalten, namentlich die Städte, suchten in Bündnissen, die sie eingingen, den Schutz, den ihnen die Reichsgewalt nicht gewährte. Aber auch so rissen Unordnung, Gewaltthätigkeit, Raub- und Fehdewesen ein: es fehlte an einer höheren, allgemein anerkannten Gerichtsbarkeit. Nach außen gab es keine die vorhandene Kraft zusammenfassende Macht. In Burgund, in Italien bedeuteten die gewählten Könige gar nichts.

Der Papst war vollständig als Sieger aus dem Kampf mit dem Kaiserthum hervorgegangen. Er hatte die Wahl der Gegenkönige veranlaßt; der Anspruch ist von ihm erhoben, geradezu über die Deutsche Krone zu verfügen, und er hat sich nicht gescheut, selbst Dänischen und Norwegischen Fürsten sie anzubieten. Richard machte, da er gewählt war, sein Recht ganz und gar von dem Papst abhängig: nur insofern dieser es bestätigte, sollten seine Handlungen Gültigkeit haben.

Das Deutsche Königthum ist in das Kaiserthum aufgegangen. Da dies sich weder in seiner universalen Stellung noch als wirkliche Herrschaft in den zunächst verbundenen Reichen behauptete, ist auch dem Deutschen Reich immer mehr Einheit und staatlicher Zusammenhang genommen.

Wohl hat unter diesen Umständen das Bedürfniß, das Verlangen nach der Erhebung eines einheimischen, man kann sagen eines wirklichen Königs — denn ganz mit Recht doch hat man die Zeit Richard's und Alphons' als Zwischenreich bezeichnet — sich geltend gemacht. Und da jener gestorben, ist man dazu gelangt, eine neue Wahl vorzunehmen; auf den Spanier ward weiter keine Rücksicht genommen.

Am 29. oder 30. September 1273 ist Graf Rudolf von Habsburg zum König erhoben.

Die Habsburger gehörten nach den Grundsätzen, die sich im Reich ausgebildet hatten, nicht zu den Fürsten desselben; aber sie waren ein angesehenes Grafenhaus in Alamannien, das die Landgrafschaft im Elsaß besaß; ihre Besitzungen erstreckten sich bis nach Burgund. Rudolf war ein in manchen

Kämpfen erprobter Ritter, eine wackere Persönlichkeit, kein Jüngling mehr, bereits 55 Jahre alt.

Zum König vorgeschlagen hat ihn der Burggraf Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern: so begegnen sich hier zuerst die zwei Geschlechter, die später eine so hervorragende Stellung in Deutschland einnehmen sollten. Zuerst ist namentlich der Mainzer Erzbischof gewonnen, der immer schon einen bedeutenden Einfluß bei der Wahl übte. Gegen Rudolf erklärte sich nur Böhmen; sonst ist er in den Formen, die sich eben jetzt festsetzen, einstimmig gewählt, allgemein anerkannt, freudig begrüßt.

Und Rudolf ist dann wohl bemüht gewesen, was er als Pflicht und Aufgabe erkannte, zu erfüllen. Er hat gesucht, die veräußerten Rechte und Besitzungen des Reichs wiederzugewinnen, hat Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, wiederholt in den einzelnen Provinzen den Landfrieden verkündet und für die Aufrechthaltung desselben mit allem Eifer gearbeitet. Selbst ist er ausgezogen, um die Burgen widerspenstiger Grafen und Ritter zu zerstören. Doch ist es nur ein Zeichen der traurigen Lage, in der man sich befand, daß nun das die Aufgabe des Deutschen Königs war, daraus ihm ein Lob gemacht werden kann.

Das Wichtigste, was Rudolf gelang, war die Unterwerfung Ottokar's von Böhmen, dessen Besitz Oesterreichs keine Anerkennung fand, und der Alles wieder herausgeben mußte, was er hier gewonnen hatte, zuletzt selbst in den Kämpfen, die sich daraus entspannen, seinen Tod fand.

Sonst hat Rudolf eben keine großen Dinge vollbracht.

Dem Papst gegenüber zeigt er sich in hohem Grade nachgiebig. Die Absetzung Friedrich's II., obwohl er selbst ein Anhänger desselben gewesen, hat er anerkannt, in Italien Alles, was der Papst in Anspruch nahm, demselben willig eingeräumt. Man hat es Rudolf zum nicht geringen Verdienst angerechnet, daß er seine Thätigkeit auf Deutschland beschränkt, nicht nach Italien gegangen, sich nicht mit der Kaiserkrone geschmückt.

Doch ist es nicht die Folge eines bestimmten Entschlusses, einer ihm eigenen Auffassung seiner Stellung und seiner Obliegenheiten gewesen: nicht der Wille, nur das Vermögen hat ihm gefehlt. Fortwährend hat er daran gedacht, mit dem Papst darüber unterhandelt, durch jede Art der Nachgiebigkeit die Zustimmung desselben zu erhalten gesucht. Eben dies Verhalten hat aber nur die Ansprüche Roms gesteigert. Seitdem der Papst den Kaiser in Italien nicht mehr zu fürchten hatte, ist er in Deutschland entschiedener aufgetreten, hat die Deutschen Angelegenheiten mehr und mehr zu einem Gegenstand seiner Einmischung gemacht.

Eine Hauptsache war für Rudolf die Sorge für sein Haus: dadurch mochte er glauben, auch dem Königthum den Halt zu geben, der demselben sonst abging; aber das Königthum mußte auch dienen, solche Interessen zu befriedigen. In Schwaben und Burgund ward das Besitzthum erweitert. Das Wichtigste aber war, daß er Oesterreich und Steiermark seinem Sohn Albrecht zuwenden konnte. Dadurch sind die Habsburger in die Reihe der mächtigsten Fürsten emporgehoben. Und gleich haben sie den Erwerb Böhmens und Ungarns in's Auge gefaßt. Man hat später gesagt: **Felix tu Austria nube!** (Glückliches Oesterreich, heirathe!). Und auch dies Wort hat schon unter Rudolf reiche Anwendung erhalten: seine und seiner Söhne Verbindungen, vor Allem die Vermählungen seiner sechs Töchter, sind für die Interessen des Hauses möglichst ausgebeutet worden.

Da hat Rudolf auch gestrebt, einem seiner Söhne die Nachfolge im Reich zu verschaffen. Aber die jüngeren, für die vielleicht eine Aussicht gewesen wäre, sind vor dem Vater gestorben. Albrecht erschien den Fürsten zu mächtig, er war persönlich zu herb, als daß seine Wahl hätte durchgesetzt werden können.

Früher ist bei der Besetzung des Deutschen Königsthrones stets ein gewisser Anspruch des Geschlechts anerkannt worden. Nur wenn der letzte König selbst dazu rieth, ist man von

dem nächsten Erben abgegangen. Der Grundsatz einer völlig freien Wahl ist allerdings schon in den Zeiten Heinrich's IV. proclamirt, aber bei der Aufstellung eines Gegenkönigs, und factisch ist derselbe nie durchgedrungen. Man hielt sich an das Staufische Haus, solange es bestand, wie früher an das Fränkische und Sächsische. Einmal ist es allerdings zu zwiespältiger Wahl von Anfang an gekommen; in andern Fällen sind Gegenkönige aus verschiedenen Familien aufgestellt. Ein festes Erbrecht, wie es Heinrich VI. zur Geltung zu bringen suchte, hat man nicht anerkennen wollen. Aber ebenso wenig ist der altgermanische Grundsatz, daß das Königthum einem bestimmten Geschlecht zustehe, ganz vergessen und in den Hintergrund gedrängt worden.

Erst jetzt ward es anders. Wenigstens eine Zeit lang ist der Wahl der freiste Spielraum gegeben.

Dies aber hängt eng damit zusammen, daß das Recht der Wahl, welches früher ein allgemeines der Fürsten, ja in älterer Zeit der Großen überhaupt gewesen war, auf einen kleinen Kreis eingeschränkt worden ist. Es hat sich das besondere Recht der sogenannten Wahl- oder Kurfürsten ausgebildet: die drei rheinischen Erzbischöfe, wenigstens nach späterer Auffassung die Erzkanzler der drei Reiche Deutschland, Italien, Burgund, auf denen das Kaiserthum beruhte, vier weltliche Fürsten, die Inhaber der Erzhofämter, Pfalz, Böhmen, mit dem eine Zeit lang Baiern stritt, Sachsen und Brandenburg. Zu Anfang nur im Besitz eines Vorrangs bei der Stimmabgabe, haben sie, eben in der Zeit der Auflösung nach Friedrich's II. Abgang, ein Vorrecht, dann ein ausschließliches Recht gewonnen.

Damit verbindet sich aber Anderes. Sie erhalten einen bevorzugten Antheil an der Besorgung der Reichsgeschäfte, den sie namentlich in der Form der sogenannten Willebriefe üben. Bei den Wahlen bedingen sie sich mancherlei Vortheile aus, machen diese wohl zur Bedingung ihrer Stimme. Um mehr zu erlangen, um überhaupt ihren Einfluß zu steigern, sind sie geneigter, einen unmächtigen als einen starken König zu wäh-

len. Sie denken diesen in einer gewissen Abhängigkeit zu halten, sie versteigen sich zu dem Anspruch, den, den sie erhoben, auch wieder zu entfernen, abzusetzen.

Das hat in den folgenden Jahren zu den unglücklichsten Verhältnissen geführt.

Nach Rudolf's Tod ist wohl auch mit seinem Sohn Albrecht unterhandelt. Doch einigte man sich nicht, und der ganz unbedeutende Graf Adolf von Nassau ward erkoren. Der Mainzer Erzbischof Gerhard von Eppstein dachte ihn ganz und gar in Abhängigkeit zu halten. Adolf gelobt einmal, ihm lebenslänglich in Glück und Unglück anzuhängen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen in einem Streit mit den Bürgern und Juden, den Gewinn in diesem Handel mit ihm zu theilen.

Aber Adolf hat es doch bald mit den Fürsten verdorben, da nun auch er nach Gewinn und Macht strebte, Meißen und Thüringen nicht auf die rühmlichste Weise zu erwerben suchte, Englische Subsidien nahm, um sich an einem Krieg gegen Frankreich zu betheiligen, am Ende sich doch nicht so ihrem Willen fügte, wie sie es verlangten.

Albrecht von Oesterreich nahm von Anfang an eine feindliche Haltung gegen den König ein. Er hat ihn wohl äußerlich anerkannt; aber nicht lange, so erfolgte ein offener Bruch. Jetzt verständigte Albrecht sich mit den Kurfürsten: während diese den Adolf förmlich des Reichs entsetzten, zog jener gegen ihn aus, und die Schlacht bei Göllheim nahm demselben Herrschaft und Leben.

Dann war Albrecht König. An Kraft und Macht fehlte es ihm nicht. Als nach einiger Zeit die Kurfürsten sich auch ihm wieder feindlich zeigten, sind sie mit starker Hand zur Unterwerfung gebracht; und auch sonst hat er sein Ansehn im Reich wohl aufrecht erhalten. Aber etwas Erhebliches gethan für dasselbe hat er nicht. Volle Beruhigung und innere Ordnung ist so wenig jetzt wie unter Rudolf hergestellt. Albrecht ließ es geschehen, daß Frankreichs König sich ganz Flanderns

bemächtigte und den Grafen gefangen nach Paris führte. Er erneuerte die Abtretung des Nordalbingischen Landes an Dänemark, und das zu einer Zeit, da dies gar nicht im Besitz desselben war: nur Lübeck nahm er aus; aber so waren die Dinge, daß dies die Schirmgewalt des Dänenkönigs anerkannte und erklärte, nichts gegen eine Abtretung vom Reich einwenden zu wollen.

Ganz und gar demüthigte sich Albrecht vor dem Römischen Bischof, dem kühnen, übermüthigen Bonifaz VIII., der die Ansprüche des Papstthums noch einmal auf's Höchste hinaufschrob, um dann freilich selbst den Sturz dieser gewaltsam gesteigerten Macht zu erleben. Er hatte Albrecht nicht anerkennen wollen, weil seine Gemahlin aus dem „Viperngeschlecht" Friedrich's II. stamme. Da er sich dazu verstand, erlangte er die weitgehendsten Zugeständnisse, über alles Herkommen, alles Maß hinaus: Albrecht erkannte an, daß die Fürsten die Gewalt des weltlichen Schwertes von dem Papst empfangen, daß von diesem das Kaiserthum auf die Deutschen übertragen, von ihm auch den Kurfürsten das Wahlrecht verliehen sei. Außerdem gab er alle Ansprüche in Italien preis und verzichtete auf die Nachfolge seiner Söhne um der Mutter willen aus Staufischem Geschlecht — gewiß das Demüthigendste, wozu ein König, ein Vater sich verstehen konnte.

Uebrigens ist auch Albrecht vorzugsweise für die Macht seines Geschlechtes thätig: Thüringen, Holland, Böhmen hat er zu gewinnen gesucht; in Schwaben bemüht er sich, das Besitzthum des Hauses zu vermehren. Doch nirgends gewinnt er rechten Erfolg. Böhmen, das wirklich einem seiner Söhne zu Theil geworden war, ging nach dem frühen Tod desselben wieder verloren. Zuletzt fand Albrecht selbst sein Ende durch die Hand des Neffen Johann, der sich in seinen Rechten durch den Oheim beeinträchtigt hielt.

Von der Wahl eines seiner Söhne war hierauf so gut wie gar nicht die Rede. Unter einer Mehrzahl von Candidaten trug Heinrich von Luxemburg die Krone davon,

ein Graf aus den westlichen, halbfranzösischen Theilen des Reichs, dessen Erhebung namentlich sein Bruder, der ausgezeichnete Erzbischof Balduin von Trier, bewirkt hat.

Das Bedeutendste wieder, was Heinrich vollbrachte, war der Erwerb Böhmens für sein Haus. Im Gegensatz gegen den Kärnthner Heinrich, der zuletzt dies wichtige Fürstenthum, das königlicher Ehren genoß, davongetragen hatte, und gegen die Ansprüche der Habsburger wird des neuen Königs Sohn Johann in die Herrschaft eingesetzt. An den Ostgrenzen des Reiches lagerten sich so die beiden neu emporgekommenen Geschlechter neben einander: mehr und mehr ist der Schwerpunkt der Deutschen Geschichte in diese östlichen Lande verlegt, die zum Theil erst spät, zum Theil noch gar nicht wirklich Deutsch geworden waren.

Der Gegensatz der Habsburger und Luxemburger beherrscht dann eine Zeit lang die Geschichte, ähnlich wie früher der Gegensatz der Staufer und Welfen. Wenn es aber in dem Kampf dieser sich wesentlich auch um allgemeine Fragen handelte, so sind es jetzt nur die Hausinteressen, auf welche es ankommt.

Heinrich VII. selbst war wohl eine mehr ideale Natur; „nicht von Erde und Metall sich nährend", wie sein großer Zeitgenosse Dante von ihm sagt. Ihn trieb es, nach langer Zeit wieder nach Italien zu ziehen und in die bunt bewegten Verhältnisse dieses Landes einzugreifen. Er war mit dem Papst in gutem Einvernehmen; durch Stellvertreter desselben erhielt er in Rom die kaiserliche Krone; er versuchte auch eine Zeit lang eine Stellung über den unruhig sich bekämpfenden Parteien einzunehmen, und konnte sich einiger Erfolge rühmen. Dann aber hat er diesen Standpunkt doch nicht behaupten können, hat, wie die Deutschen Kaiser immer, zahlreiche und heftige Widersacher in dem fremden Lande gefunden. Und bald ereilte ihn hier der Tod: auch Heinrich VII. fiel früh als ein Opfer fremder und feindlicher Einflüsse, wie sie der Süden so oft auf die Söhne des Nordens geübt hat.

Es galt eine neue Königswahl. Und sie fiel zwiespältig

aus. Die Habsburger stellten diesmal den ältesten Sohn Albrecht's, Friedrich; die Luxemburger, ohne Aussicht für Heinrich's Sohn, den König Johann von Böhmen, erklärten sich für Ludwig von Baiern: zwei Männer, persönlich liebenswürdig, von edler, weicher Sinnesart, von Haus aus nicht dazu angethan, das Reich in innerem Kampf zu verwüsten, Beide auch mehr von Andern bestimmt und getrieben, als freiwillig in solche Bahnen eingetreten, Friedrich durch seinen Bruder, den tapfern ritterlichen Leopold, Ludwig zu Anfang von Johann von Böhmen, eine der unruhigsten und abenteuerlichsten Persönlichkeiten jener Zeit.

Die Zustände des Reichs wurden immer ungünstiger. Das Ansehn der Könige war gering. Die einzelnen Fürsten achteten ihrer kaum. Jeder that nur, was ihm selber Vortheil versprach. Nach dem Norden Deutschlands ist weder Ludwig noch Friedrich gekommen: ein Weg über den Thüringer Wald galt in dieser Zeit dem über die Alpen gleich. Außer den eigenen Landen war es nur der Südwesten des Reichs, in dem sich der König zu bewegen pflegte.

Auch der Papst ist auf's Neue mit den größten Forderungen hervorgetreten: das Reichsvicariat in Italien während der Vacanz nahm er in Anspruch: diese Vacanz aber daure bis zum Austrag des Zwiespaltes im Reich, und die Entscheidung wieder über diesen meinte er verlangen zu können. Uebrigens zeigte er sich jetzt doch dem Habsburger günstig, den einst Bonifaz so entschieden verworfen hatte. Als Ludwig dagegen mit der dem Papste feindlichen Partei in Italien in Verbindung trat, auch dem Ausspruch und Urtheil desselben sich nicht unterwerfen wollte, wurden Bann und Fluch wider ihn geschleudert.

Der Papst aber stand nicht mehr auf jener Höhe der Macht, wo er beanspruchen mochte, daß sich alle Gewalten der Erde vor ihm beugten. Frankreichs König war es gelungen, im Bund mit den Ständen seines Reichs, nicht blos den Anforderungen eines Bonifaz einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen und die Unabhängigkeit der eigenen Herrschaft und

der Kirche seines Landes zu sichern: er hatte auch nach dem Tode jenes Papstes erreicht, daß Französische Geistliche die höchste Würde der Christenheit erlangten, die dann ihren Sitz in Avignon, an den Grenzen Frankreichs, nahmen und hier unter dem Einfluß des Königs standen, seinen Absichten und Plänen dienten, wesentlich nur Werkzeuge Französischer Politik waren.

Und diese suchte nun den möglichsten Vortheil aus den Deutschen Angelegenheiten zu ziehen. Schon hat das Streben der Französischen Könige begonnen, auf Kosten des Reichs, zunächst in Burgund, ihre Herrschaft auszudehnen; wiederholt sind Deutsche Fürsten und andere Große des Reichs in Lehnsverbindung zu ihnen getreten. Jetzt ward noch Anderes in Aussicht genommen.

In der Mühldorfer Schlacht ist Friedrich vollständig besiegt, selbst sammt einem jüngeren Bruder in die Gefangenschaft des Gegners gerathen. Da trat Leopold mit Frankreich in Verbindung: er versprach jetzt für die Wahl des Französischen Königs in Deutschland zu wirken, ja auch dann ihm beizustehen, wenn derselbe durch päpstliche Provision zur Krone gelangen sollte. Wirklich ist die Wahl Karl's IV. betrieben; aber ein Bruder des Mainzer Erzbischofs, Berthold von Buchek, heißt es, hat am Ende gehindert, daß es so weit kam.

Da ist etwas später ein anderer Plan entworfen. Ludwig soll abdanken zu Gunsten des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, eines Schwiegersohnes König Johann's; dafür soll er den Frieden der Kirche erlangen, eine allgemeine Versöhnung eintreten, zur Krönung des Werks ein Kreuzzug unternommen werden; Frankreichs König aber soll als Dank dafür, daß er Solches begünstigt, das ganze Burgundische Reich und dazu Cambray als Pfandbesitz empfangen. Doch ist auch das dann freilich nur Project geblieben.

Ludwig seinerseits hat verschiedene Wege eingeschlagen, um sich aufrecht zu erhalten, seine Sache durchzuführen. Gegen Frankreich verband er sich mit England, gegen den Papst trat er in nähere Beziehungen zu dem Minoriten-Orden, der damals

um der Frage nach der wahren Bedeutung der Armuth Christi willen mit jenem zerfallen war. Mit seinem Gegner in Deutschland aber hat er zuvor schon eine Aussöhnung versucht.

Verschiedene Vereinbarungen sind nach einander zwischen Ludwig und Friedrich getroffen. Das Verhältniß war nicht ganz so, wie man es wohl manchmal geschildert hat. Zuletzt ist festgesetzt, daß Ludwig dem Gegner die Römische Königskrone lassen wolle, während er für sich die Kaiserwürde zu erlangen denkt. Als aber Leopold bald darauf starb, fehlte Friedrich die rechte Stütze, und er hat nur noch einige Jahre ohne Ansehn und Bedeutung gelebt. Die Habsburger sind aber später mit Ludwig, da dieser sich mit den Luxenburgern überwarf, näher verbunden geblieben: ihre eigentlich glänzende Zeit war jetzt noch nicht gekommen.

Ludwig ist inzwischen wirklich nach Italien gegangen, hat in Rom die kaiserliche Krone ohne den Papst empfangen, aus den Händen Römischer Großen und Italienischer Bischöfe. Von eifrigen Minoriten geleitet und getrieben, griff er zu den entschiedensten Maßregeln: den Papst Johann XXII. ließ er absetzen und zum Tode verurtheilen als Ketzer und Hochverräther. Nur hat dieser Standpunkt freilich nicht lange behauptet werden können.

Viel bedeutender war, was Ludwig später in's Werk gesetzt hat. Es ward erreicht, daß die Kurfürsten sich zusammenthaten und Beschlüsse faßten, welche die Unabhängigkeit des Reichs gegen die Ansprüche des Papstes sicher stellen sollten. Die Hauptsache war, daß sie erklärten: ihre Wahl mache den Deutschen König, und eine Bestätigung des Römischen Stuhls sei nicht erforderlich, damit derselbe die Rechte eines Königs übe. Ludwig seinerseits ist in einem Manifest, das er erließ, noch einen Schritt weitergegangen: auch die Kaiserwürde ward als unabhängig von dem Papst bezeichnet.

Der sogenannte Kurverein des Jahres 1338 ist ein in unserer Deutschen Geschichte wichtiges Ereigniß, es ist ein erster entschiedener Schritt zur Wahrung der so viel gefährde-

ten, so lange von allen Seiten preisgegebenen Selbständigkeit der Deutschen Krone.

Aber wie er gemacht wird, bezeichnet zugleich die Lage der Dinge. Die wichtigste Stimme haben die Kurfürsten. Neben ihnen kommen die Städte in Betracht, deren mehrere eine ähnliche Erklärung abgeben. Diese schließen sich überhaupt enger an den Kaiser an: sie könnten nicht bestehen ohne das Reich, sagt ihr Gesandter, des Reichs Zerstörung sei auch ihr Verderb. Aber es fehlte an der rechten Form, um ihnen einen geregelten Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu sichern, und Ludwig's Nachfolger haben weniger als er erkannt, wie das Königthum am ersten noch in ihnen eine Stütze finden könne. Sonst kam Alles auf die Fürsten an. Mit ihnen, insonderheit den Kurfürsten, aber war selten ein Einverständniß des Königs auf längere Zeit zu behaupten. Ihre Interessen stießen zu oft auf einander.

Noch unter Ludwig kam es zu einem neuen Conflict. Auch er war zuletzt vorzugsweise für den eigenen Vortheil thätig: Brandenburg, Holland, Tyrol hat er Gliedern seiner Familie verschafft, Baiern selbst in Händen behalten und ihm vorzugsweise seine Sorge zugewandt: Ludwig beginnt die Reihe der Könige, von denen man sagen muß, daß sie zunächst eine Herrschaft in ihrem Territorium führen.

Solche Fragen haben auch einen Bruch mit den Luxemburgern herbeigeführt und es dahin kommen lassen, daß ein Mitglied dieses Hauses, Karl, der Sohn Johann's von Böhmen, als Gegenkönig aufgestellt ward. Und als dieser dann nach Ludwigs Tod zur allgemeinen Anerkennung gelangt war, ist er in der Sorge zunächst für das eigene Land nur noch weiter gegangen, hat der Hauspolitik die größte Ausdehnung gegeben. Ueberhaupt werden die Verhältnisse des Reichs dann noch wieder anders, als in der Zeit, die wir hier betrachtet haben.

Erfreulich sind sie auch in den 80 Jahren von Rudolf bis Karl nicht gewesen. Zwei Könige haben ihr Leben ge-

waltsam verloren; einer ist fern in Italien gestorben. Zu rechtem, wirklich allgemeinem Ansehn hat es keiner gebracht. Der Einfluß des Auslandes in den Deutschen Angelegenheiten hat zugenommen. Fremden Uebergriffen ist von Seiten des Reichs und der Könige nirgends entgegengetreten.

Auf eigene Hand haben die Holsteinschen Grafen sich der Dänischen Herrschaft erwehrt und sich jetzt ihrerseits in den Besitz eines großen Theils von Dänemark gesetzt. Graf Gerhard, den man nicht ohne Grund den Großen nennt, gewann das Herzogthum Schleswig, und sicherte, da er es nicht gleich behaupten konnte, seinem Geschlecht die Aussicht auf den späteren Erwerb.

An Streitbarkeit und Sinn für Unabhängigkeit fehlt es auch sonst nicht in der Nation. Auch die unteren Stände regten sich. Wie die Flandrischen Bürger das Französische Ritterheer in der sogenannten Sporenschlacht bewältigten und vernichteten, so brachten die Bewohner der Alpenthäler Schwyz, Uri und Unterwalden den Habsburgern die entscheidende Niederlage bei Morgarten bei, da jene den Versuch machten, gestützt auf einzelne Besitzungen, welche sie im Lande hatten, und auf das gräfliche Recht, das an sie gekommen war, hier eine wahre Territorialherrschaft zu begründen auch gegen die Freiheitsbriefe, welche zwei der Thäler von den Staufischen Kaisern und wieder von Adolf erhalten hatten. Damit beginnt die historische Bedeutung der Eidgenossenschaft, die sich im Gegensatz gegen die Habsburgische Macht in der nächsten Zeit weiter entwickelt, auch Lucern und die unmittelbar unter dem Reich stehenden Städte Zürich und Bern in sich aufnimmt, und so zu einer politischen Bildung wird, die einen eigenthümlichen Platz innerhalb des Reiches einnimmt.

Immer mannichfacher werden die Verhältnisse desselben, die verschiedenartigsten Gewalten sind hier verbunden, eine Fülle individuellen Lebens zeigt sich in den einzelnen Kreisen. Aber immer schwieriger wird es auch, den rechten Zusammenhalt zu finden. Immer weniger erscheint der König oder Kai-

ser als ein wirklich einigender Mittelpunkt. Und auch sonst fehlt es an einer staatlichen Ordnung, die Ersatz geboten hätte für das, was dem Königthum an Macht und Bedeutung ab ging.

7. Die Luxemburger und wieder die Habsburger bis Maximilian.

Auch in den letzten anderthalb Jahrhunderten des Mittelalters, so viel des Unerfreulichen sie auch darbieten, hat das Leben der Deutschen Nation seinen Fortgang. Mannichfaltige Kräfte sind fortwährend rege, und nach mehr als einer Seite hin wird Bedeutendes vollbracht und der Ruhm des Deutschen Namens aufrecht erhalten.

Allen voran stehen jetzt die Städte. Sie haben sich später entwickelt als die Italienischen und Französischen. Aber sie behaupten länger ihre Unabhängigkeit als jene, die in dieser Zeit fast alle der Sitz fürstlicher Herrschaften, aufgerichtet durch mächtige Dynasten, glückliche Söldnerführer oder selbst reiche Kaufherren, werden; sie gelangen zu einer viel größeren und selbständigeren historischen Bedeutung als die in dem Nachbarreich, wo dieselben der erstarkten königlichen Gewalt sich unterordnen und als Stütze dienen müssen.

Am bedeutendsten sind aber die norddeutschen, besonders die Küstenstädte der Nord- und Ostsee, wie sie in der Hanse vereinigt sind. Ausgegangen von Genossenschaften der Deutschen Kaufleute im Auslande, ist die Hanse zu einer Verbindung aller Städte der Küste und des Binnenlandes geworden, welche sich an dem Handel auf jenen Meeren von Rußland bis nach Flandern betheiligten. Die Begründung gemeinsamer Niederlassungen, förmlicher Comptoire oder anderer Institutionen zu mercantilen Zwecken, in Wisby, Nowgorod, Stockholm, an der Schonischen Küste, zu Bergen, London, Brügge, die Erwer-

bung gemeinschaftlicher Privilegien, die Nothwendigkeit, diese zu schützen und auch wohl mit Gewalt der Waffen aufrecht zu erhalten, führten zu einer immer engeren Vereinigung der betheiligten Städte, die sich in größeren Versammlungen und den hier gepflogenen Berathungen, gefaßten Beschlüssen und bedeutenden Unternehmungen aussprach, und der dann besondere Bündnisse zwischen einzelnen Städten auch weiter als Rückhalt und Stütze dienten. Den ersten Platz aber und eine leitende Stellung gewann Lübeck, das sich selbst zu großer Blüthe und wirklicher Macht erhob und mit den sogenannten Wendischen Städten in besonders nahen Beziehungen stand. Der Handel der nordischen Reiche kam ganz in ihre Hände, und in der Zeit, da die Holsteinschen Grafen in Dänemark geboten, befestigten auch die Städte hier und in den Nachbarlanden ihren Einfluß. Als aber Waldemar III. dem entgegentrat und selbst einen Ueberfall der reichen Niederlassung zu Wisby auf Gothland wagte, außerdem den Heringsfang an der Schonischen Küste störte, kam es zu einem Kampf, der zu den glorreichsten der Deutschen Geschichte gehört. Die Städte, 80 an der Zahl, führten ihn mit solchem Nachdruck und Glück, daß im Stralsunder Frieden (1370) ihnen die größten Zugeständnisse gemacht, selbst die Erhebung des Dänischen Königs ihrer Zustimmung unterworfen werden mußte. Da stand die Hanse auf dem Höhepunkt ihrer Macht, und wenn sie sich auch nicht ganz in dieser Stellung hat behaupten können, doch beherrschte sie das folgende Jahrhundert hindurch die nördlichen Meere, und erfreuten sich die einzelnen Städte reicher Wohlfahrt und glücklicher Entwickelung.

Nicht so große Dinge haben die des mittleren und südlichen Deutschlands vollbracht. Doch sind auch sie fortgeschritten und einzelne zu hoher Blüthe gelangt. Die großen Kirchenbauten und andere Werke der Kunst in Nürnberg, Augsburg, Ulm u. s. w. zeugen von dem Reichthum und dem Unternehmungsgeist der Bürgerschaften. Durch die meisten dieser Städte zieht sich in dieser Zeit eine demokratische Bewegung hindurch, welche

darauf ausgeht, den geringeren Classen, den Zünften, einen Antheil am Regiment zu geben, und die, wenn sie durchdringt, nur dazu beigetragen hat, den Sinn für Unabhängigkeit zu vermehren oder stärker, trotziger hervortreten zu lassen. Auch diese Städte thun sich wiederholt in Bündnisse zusammen, um den Landfrieden aufrecht zu erhalten, sich der Gewalt von Seiten der Fürsten zu erwehren, auch andere gemeinsame Interessen zu schützen und durchzuführen. Vor Allem bedeutend sind der Bund der Rheinischen und der der Schwäbischen Städte, die, wiederholt erneuert, in den 80er Jahren des 14ten Jahrhunderts die größte Ausdehnung erhalten, auch unter sich zusammentreten, sich bis nach Franken und Baiern ausdehnen, zugleich eine Verbindung mit der Schweizer Eidgenossenschaft eingehen, die um diese Zeit neue glückliche Kämpfe gegen die Habsburger besteht. Die Städte machen einen Anlauf, sich eine Geltung in den öffentlichen Angelegenheiten auch des Reichs zu sichern, einen Platz neben den Fürsten und andern Gewalten einzunehmen, wie er nach der Macht und Bedeutung die sie hatten, ihnen wohl gebührte.

Dem gegenüber ist auch die Ritterschaft, die eine eigenthümliche, zahlreiche, wegen der kriegerischen Mannschaft, die besonders sie stellte, wichtige Classe unter den Angehörigen des Reiches ausmacht, — ein Theil unmittelbar unter dem Kaiser stehend, ein anderer wohl fürstlicher Gewalt untergeordnet oder wenigstens in Lehnsverband mit solcher, diese aber wohl bemüht, sich zu möglichster Unabhängigkeit zu erheben, jene, Versuche zur Unterwerfung unter andere Hoheit abzuwehren, beide dadurch häufig in Conflict mit den Fürsten, auf der andern Seite aber auch den Städten oft genug feindlich, auf deren Kosten sie sich zu bereichern suchen, — auch sie ist zu Bündnissen oder Gesellschaften zusammengetreten, die zunächst wenigstens unter ihren Mitgliedern den Frieden erhalten wollten: ein gemeinsames Zeichen ein Wappen oder das Bild eines Heiligen, haben den einzelnen ihren Namen gegeben.

An Verbindungen oder Einigungen der Fürsten und an=

derer Gewalten hat es schon immer nicht gefehlt. Wiederholt ist der Weg eingeschlagen, den Landfrieden, den die allgemeine gesetzliche Autorität der Kaiser nicht aufrecht zu erhalten vermochte, durch förmliche zu diesem Zweck eingegangene und beschworene Bündnisse zu sichern.

Was das Reich, sein Oberhaupt und seine Verfassung nicht gewährten, suchte man so auf dem Wege der Einigung zu erreichen. Der Trieb zu solchen Verbindungen, der tief in den Germanischen Nationen wurzelt, hat sich in dieser Zeit reich und nach verschiedenen Seiten hin entfaltet. In den einzelnen Fürstenthümern sind solche Einigungen auch ein Mittel geworden, um hier die Theilnahme der höhergestellten und besonders berechtigten Elemente, eben der Ritter, außerdem der Geistlichkeit und der Städte, an den allgemeinen Angelegenheiten des Territoriums zur Geltung und in eine bestimmtere Ordnung zu bringen. Etwas Aehnliches wäre dem Reich von Nöthen gewesen. Und ein Versuch dazu ist gemacht. Aber er ist gescheitert, das Ganze nicht zur rechten Ausführung gekommen. Es zeigte sich, daß die überhaupt vorhandenen Kräfte, die Ansätze zu neuen Bildungen nicht mehr dem Ganzen, immer wesentlich nur den einzelnen Theilen zu Gute kommen sollten.

Einzelne Maßregeln zu einer besseren Ordnung der öffentlichen Verhältnisse im Reich sind übrigens auch von den ersten Königen dieser Zeit ausgegangen.

Karl IV. brachte die sogenannte goldene Bulle zu Stande, das umfassendste Reichsgesetz seit dem großen Karl. Es beschäftigt sich wesentlich mit der Wahl des Königs, sucht den zwiespältigen Wahlen, die in der letzten Zeit das Reich zerrüttet hatten, vorzubeugen, tritt auch noch einmal, wenn auch nur durch Stillschweigen, der Einmischung des Papstes entgegen. Außerdem bestimmt sie, daß die Kurfürsten alljährlich vier Wochen lang mit dem Kaiser zusammenkommen sollen, um die wichtigsten Reichsgeschäfte zu erledigen; wie denselben auch sonst ausgedehnte Vergünstigungen gegeben werden, so erhalten sie dadurch auf's Neue eine bevorzugte Stellung in den allgemeinen

Angelegenheiten des Reichs. Dagegen wird andern Bedürfnissen wenig genügt, den Städten, welchen Karl nicht günstig war, keine entsprechende Theilnahme gewährt, ihr Bündnißrecht beschränkt, bei ihnen und auch den Fürsten manche Unzufriedenheit erweckt. Und auch jene Einrichtung ist am Ende gar nicht zur Wirksamkeit gelangt; selbst die Bestimmungen über die Wahl haben rechte Beachtung erst später gefunden.

Einen andern Weg hat Karl's Sohn und Nachfolger, Wenzel, eingeschlagen. Er versucht einmal es, jene verschiedenen Einigungen der Fürsten, Ritter und Städte unter sich zu verbinden und auf diesem Wege zunächst die Sicherung des Landfriedens in umfassender Weise zu erreichen. Aber die Sache hatte nur wenige Jahre Bestand: ein heftiger Krieg zwischen den süddeutschen Fürsten und Städten zerriß das Band der Einigung, und da diese erlagen, ward auch ihre umfassende Verbindung aufgelöst, überhaupt ihr Einfluß auf die allgemeineren Verhältnisse des Reichs wieder mehr zurückgedrängt. Eben hier entschied es sich, daß auf diesen Wegen für das Reich keine neue Ordnung und Festigung gewonnen werden solle.

In der nächsten Zeit unter dem schwachen Regiment Wenzel's und während des Streits, der zwischen ihm, dem Pfälzer Ruprecht und wieder anderen Mitgliedern des Luxemburgischen Hauses geführt ist, hat die Auflösung nur weitere Fortschritte gemacht und sich zu einer wirklichen Zerrüttung und allgemeinen Verwirrung gesteigert.

Zu den politischen Fragen kamen die kirchlichen. Das Schisma, welches in der Kirche hervorgetreten ist, da zwei, später sogar drei Päpste sich gegenüberstanden und, wie Europa überhaupt, so besonders Deutschland sich in ihre Obedienz theilte, die zahlreichen, sich immer steigernden Mißbräuche, welche an der Curie Eingang fanden und sich außerdem besonders unter der höheren Geistlichkeit verbreiteten, Ueppigkeit, Geldsucht, Bestechung, weltliches Treiben jeder Art, die Rohheit und Unwissenheit derer, die dem Volk unmittelbar die Heilsmittel der Religion zu spenden hatten, die Zunahme von Werkheiligkeit

und Aberglauben, der Mangel dagegen an frommem Sinn und gottgefälligem Wandel, der sich in allen Kreisen zeigte — Alles dies bekundet einen Zustand des Verderbs und Verfalls, der kaum schlimmer gedacht werden kann. Und die Versuche, die zur Abhülfe gemacht wurden, riefen wieder nur neue Uebelstände und Gefahren hervor. Ein Concil, welches das erste Schisma heben sollte, fügte den zwei Päpsten nur einen dritten hinzu; die große Kirchenversammlung zu Constanz, welche dann glücklich die formelle Einheit der Kirche herstellte, that nichts für die Reform, deren Bedürfniß von vielen Seiten erkannt und ausgesprochen war: sie verurtheilte den Reformator, der mit gewaltiger Kühnheit in Böhmen hervorgetreten war und Lehren verkündigt hatte, die mit dem ganzen System der Kirche in entschiedenem Widerspruch standen; aber durch den Scheiterhaufen, den sie dem Huß und seinem Freunde Hieronymus errichtete, ward ein Feuer entzündet, das alsbald ganz Böhmen ergriff und nach allen Seiten hin die größten Gefahren in Aussicht stellte.

Seit lange schon befand sich Böhmen in einer eigenthümlichen Gährung. Das Eindringen des Deutschen Elements in dies Slavische Land, schon unter den Ottokaren, mehr noch unter den Luxemburgern, die eingehende Sorge, welche Karl IV. dieser seiner Erbherrschaft widmete, die Stiftung der Universität Prag, der ersten, die auf dem Boden des Deutschen Reichs begründet ist, dies und Anderes hatte Kräfte geweckt, die anderswo noch im Schlummer lagen. Reformatorische Lehren verschiedener Tendenz sind hier laut geworden. Die Gegensätze verschiedener philosophischer Systeme, verschiedener kirchlicher Richtungen und verschiedener Nationalitäten wirkten zusammen, um eine gewaltsame Bewegung hervorzurufen, die bald aus den Schulen und Kirchen in die Masse des Volkes drang und zu einer Erschütterung aller bestehenden Ordnungen führte.

Unter Wenzel begonnen, nahm nach dessen Tode die Bewegung eine feindliche Richtung besonders gegen den Bruder Sigismund, der jenem nachfolgen sollte, den man aber für

die Maßregeln des Constanzer Concils verantwortlich machte. Vergebens waren alle Versuche, mit Gewalt durchzudringen. Die fanatischen Schaaren der Böhmen warfen die Heere Sigismund's, der benachbarten Fürsten des Reichs zurück. Bald ergossen sie sich über die Grenzen des Landes und trugen Gräuel und Schrecken weithin durch die Deutschen Provinzen.

Es ist, als ob diese Hussitenkriege recht eigentlich dazu dienen sollten, alle Gebrechen des Reichs in ihrer vollen Schwere grell hervortreten und zur Empfindung kommen zu lassen.

Heer- und Gerichtswesen, die beiden Grundlagen aller Staatsgewalt nach Germanischer Auffassung, waren im übelsten Zustand. Dort hing der Kaiser ganz und gar von den Mannschaften der Fürsten und Stände ab, die gar nicht oder in schlechtem Zustand, ohne Einheit und Plan, zusammenkamen. Hier, kann man umgekehrt sagen, fehlte der Kaiser, um in alter Weise mit den Fürsten Gericht zu halten und auch diese selbst den Ordnungen des Rechts und des Friedens zu unterwerfen: er hielt sich meist in seinen Erblanden, Sigismund sogar in dem fremden, durch Heirath gewonnenen Ungarn, auf; seines Namens bedienten sich wohl andere Gerichte, aber nur um mancherlei Willkür zu üben und sich Uebergriffe bedenklicher Art zu gestatten, wie jene Westfälischen Vehmgerichte, die als kaiserliche Landgerichte weit über ihren eigentlichen Bereich hinaus griffen und durch ein eigenthümliches heimliches Verfahren, wenn auch manchen sonst wohl ungestraft gebliebenen Frevel zur Verantwortung zogen, doch einer ordentlichen Rechtspflege in keiner Weise entsprachen. Man fühlte die Gebrechen, berieth, wie sie abzustellen, aber kam zu keinem Ziel. Der Kaiser schob die Schuld auf die Fürsten, die Fürsten auf den Kaiser.

Von diesen Luxemburgern sind einzelne doch nicht ganz ohne bessere Eigenschaften.

An Wenzel freilich ist nichts zu loben. Wenn sein Vater meinte, den Fürsten gebe Gott einen Geist, der früh reife: so hat sich das an ihm wenig bewährt; und was schlimmer, mit

den Jahren haben sich vielmehr nur immer ungünstigere Eigenschaften entwickelt: er war launig, jähzornig, dabei indolent, dem Trunk ergeben, ohne Sinn für die Aufgaben und Pflichten, die ihm gestellt waren.

Ganz anders doch der Vater Karl: eine verständige, thätige Natur, selbst von gelehrter Bildung und Gönner und Förderer derselben, kein Freund des Kampfs und Kriegs; durch geschickte Unterhandlungen suchte er seine Absichten zu erreichen; immer das Nächste, das unmittelbar Nützliche faßte er in's Auge. Die verwickelten Verhältnisse des Reichs waren nicht der rechte Wirkungskreis für eine solche Sinnesart; aber in dem Erblande Böhmen entfaltete er eine erfolgreiche Thätigkeit: dies hob er in aller Weise durch äußeren Machtzuwachs und Förderung innerer Wohlfahrt. Böhmens Vater, des Römischen Reichs Erzstiefvater, hat ihn um deswillen sein Nachfolger Maximilian genannt.

Sehr verschieden wieder zeigt sich Sigismund, der jüngere Sohn Karl's. Er hat nichts von dem Vorsichtigen, Bedächtigen des Vaters. Vielmehr ist er beweglich, unruhig, wenigstens in den ersten Jahren von einer gewissen hohen, schwungvollen Auffassung seiner Stellung, seiner Pflichten, aber ohne Ausdauer, Festigkeit, leichtsinnig, schwelgerisch.

Alle sind sie der schwierigen Verhältnisse, die sie umgaben, ein keiner Weise Herr geworden. Und Ruprecht von der Pfalz der gegen Wenzel als König aufgestellt wurde, in dem, man kann sagen, der Theil des Reichs, welcher am meisten das Bedürfniß einer zusammenhaltenden Obergewalt hatte, der Südwesten, sich einen König stellte, ein persönlich wackerer und thätiger Mann, hat es eben sowenig vermocht.

Darauf nach Sigismund's, des letzten Luxemburger's Tode, kam man zum zweiten Mal an die Habsburger, die nun von hier an ohne Unterbrechung bis zu ihrem Ausgang die Krone des Reichs getragen haben.

Sind es die glänzenden Eigenschaften, die glücklichen Thaten, die Verdienste um das Reich und die Nation, welche da-

hin geführt haben, dergestalt die alte Erblichkeit des Königthums oder richtiger, eine Gebundenheit an das Geschlecht, herstellig zu machen? Gewiß kann man das von den ersten, die jetzt an die Reihe kommen, nicht sagen. Und auch später ragen wenigstens nur Einzelne hervor, und ihr Wirken hat kaum jenen Charakter gehabt.

Die Erinnerung an die frühere Stellung des Hauses und der Umstand, daß Albrecht als Schwiegersohn Sigismund's sein Erbe und Nachfolger auch in Böhmen und Ungarn ward, scheinen diesem die Stimmen der Kurfürsten zugewandt und den Vorzug vor dem Hohenzollern Friedrich gegeben zu haben, der zuerst die Mark Brandenburg erworben und namentlich in den früheren Jahren Sigismund's eine bedeutende Stellung, auch den Platz eines Reichsverwesers eingenommen hat. Habsburger und Hohenzollern treten sich hier zuerst gegenüber: das Geschick entscheidet für jene, und die beiden Geschlechter verfolgen dann sehr verschiedene Bahnen, doch so, daß lange die Hohenzollern willig jenen, die die Krone des Reichs tragen, sich anschließen und Beistand leisten.

Nur anderthalb Jahre hat Albrecht den Namen eines Römischen Königs geführt. Zu einer Bewährung von Eigenschaften, die ihm ein dauerndes Andenken im Deutschen Reich sichern könnten, war ihm weder Zeit noch Gelegenheit gegeben.

Desto länger waltete sein Vetter Friedrich von der andern, Steiermärkischen Linie des Hauses, die jetzt zur Herrschaft im Reich berufen ward und, nach dem frühen Tode auch des erst nach Albrecht's Hinscheiden geborenen Ladislaus, die andere Linie beerbt hat. Ueber mehr als 50 Jahre erstreckt sich die Regierung König Friedrich's, und viel Wechsel der Dinge ist an ihm vorübergegangen. Auch muß man sagen, daß er nicht Unbedeutendes erreicht hat: zu der späteren Größe des Hauses hat doch vornehmlich er den Grund gelegt. Langsam und bedächtig geht er zu Werke; oft erscheint er gleichgültig und stumpf; doch ist er mehr nur zögernd und zähe, an dem festhaltend, was er besitzt, nicht schwach und nachgiebig, auch durch Miß-

lingen in seiner Haltung nicht zu erschüttern. Friedrich war sicher nicht der Mann, um energisch einzugreifen, aufzuräumen, Neues zu schaffen, den Bedürfnissen besserer Ordnung in Kirche und Staat Abhülfe zu gewähren; im Gegentheil, er setzte den Bestrebungen der Zeit, die hierauf gerichtet waren, und den Versuchen, die Andere machten, nur Widerstand entgegen. Aber er hielt das Ansehn und das Recht des Königthums aufrecht gegen die Stände, welche zu Gunsten neuer Einrichtungen, wie sie sie wünschten, demselben Weiteres zu entziehen dachten; er sicherte seinem Hause die Nachfolge; er erreichte auch, daß eine gewisse Beruhigung im Reich zu Wege gebracht, wenn auch keine neue Verfassung, doch eine bessere Ordnung begründet und damit die Möglichkeit zu der Durchführung solcher Institutionen, auf die es zunächst ankam, gegeben war.

Ganz anders zeigt sich der Sohn und Nachfolger, Maximilian: voll Leben und Bewegung, rüstig und immer guten Muthes, angeregt von den verschiedensten Seiten, erfüllt von hohen, gewaltigen Ideen, stürzt er sich in die Aufgaben hinein, die vor ihm liegen. Persönlich liebenswürdig, voll ritterlichen Sinnes, weiß er die Gemüther zu gewinnen; in einer Zeit, wo rings neues Leben hervorsprießt, nimmt er an Allem Theil, soviel er vermag; selbst mehr empfänglich als schöpferisch, läßt er andern eine gewisse Freiheit, auch in den allgemeinen Angelegenheiten eine nützliche Wirksamkeit zu entfalten, doch bedacht, daß in der Hauptsache sein und seines Hauses Ansehn erhalten und gemehrt werde.

Von den beiden großen Aufgaben, an denen man sich das fünfzehnte Jahrhundert hindurch in Deutschland abmühte, ist die eine, Besserung der kirchlichen Verhältnisse, Beseitigung namentlich auch der päpstlichen Uebergriffe und einer mehr selbständigen Ordnung des Kirchenwesens, nicht gelöst. Was das Baseler Concil in dieser Beziehung begonnen und was zu Anfang von den Kurfürsten aufgenommen war, ist später wieder vereitelt worden. Hier hat Friedrich's Sinnesart nachtheilig in hohem Grade gewirkt. Selbst der Kirche ergeben, dem Papst

auch um äußerer Vortheile willen verbunden, von dem schlauen Italiener Enea Silvio geleitet, gab er preis, was schon erreicht schien. Auch anderswo aber fehlte es an dem rechten Nachdruck, an wahrer Einmüthigkeit und Entschiedenheit. Alle Bestrebungen dieser Zeit haben auch mehr nur einen negativen Charakter: es war in ihnen nichts, was die Gemüther erfassen und erwärmen, zur lebendigen Theilnahme anregen konnte. Eine Reform der Kirche mußte von andern Grundlagen, von einer Rückkehr zu den Grundwahrheiten des Christenthums ausgehen. In einzelnen Männern zeigten sich wohl Ansätze und Anfänge dazu. Aber zu einem lebendigen Ergreifen dessen, worauf es wahrhaft ankam, ist man jetzt nicht gelangt.

Dagegen gelingt nach vielen Versuchen und Kämpfen eine Abstellung einzelner der Mängel, die auf politischem Gebiet sich gezeigt haben. Freilich eine durchgreifende Umgestaltung der Reichsverfassung, wie einzelne Projecte solche im Auge hatten, scheiterte an der Macht der bestehenden Verhältnisse und dem Gegensatz der Interessen; eine wesentliche Stärkung der königlichen Gewalt, auf die es vor Allem angekommen wäre, entsprach auch in keiner Weise der Richtung, welche seit lange das Uebergewicht behauptet hatte und welche sich auch jetzt mit Entschiedenheit geltend machte: von den Fürsten gingen vornehmlich die Bestrebungen zur Begründung neuer Einrichtungen aus; und es kam am Ende hauptsächlich darauf an, das königliche Interesse mit ihren Wünschen und Ansprüchen in einen gewissen Einklang zu setzen. Nicht auf einmal ist das erreicht. Aber nach vergeblichen Anstrengungen, die man unter Friedrich gemacht, kam man mit Maximilian in wiederholten Verhandlungen wenigstens zu einigen nicht unerheblichen Resultaten. Ein vollständiger Landfriede, der keine Fehde mehr zuließ und nicht auf Jahre beschränkt war, erhielt Geltung. Als oberstes Gericht ward das sogenannte Kammergericht anerkannt, dessen Besetzung wohl noch mehrfach gewechselt hat, das aber im Ganzen jetzt einen ständischen Charakter behauptete, eine Un-

abhängigkeit von dem König gewann, der regelmäßig nur den Vorsitzenden und einzelne Mitglieder ernannte. Zur Ausführung seiner Urtheile wurden besondere Einrichtungen getroffen, die zur Einführung der Eintheilung des Reichs in Kreise Anlaß gaben: eine Gliederung, welche später auch anderen Zwecken diente und namentlich den kleineren Gewalten einen gewissen Halt und Zusammenhang gab. Auch für das Kriegswesen geschah Einiges. Der Anfang zur Einführung einer allgemeinen Reichssteuer ward gemacht. Für die eigentliche Reichsregierung ist zeitweise eine eigene Behörde, ein sogenanntes Reichsregiment, aus Mitgliedern der Stände gebildet. Somit ist der Reichsversammlung wieder eine größere Bedeutung gegeben: sie ward regelmäßiger abgehalten, allgemeiner besucht, die Städte kamen zu einer bestimmten Theilnahme: so war die Möglichkeit gegeben, daß Haupt und Glieder des Reichs sich zu lebendiger und ersprießlicher Thätigkeit zusammenfanden. Nicht wie ein Staat mit wahrem Königthum, wie ein eigenthümlich zusammengesetzter Staatskörper mit einer Art Bundesverfassung stand freilich das Reich da: so hat es sich aus der Feudalverfassung herausgebildet. Auch dem mochte die Bezeichnung als Kaiserthum entsprechen, mit der man immer noch hohe, aber unbestimmte Vorstellungen verband, die wieder eine gewisse Bedeutung erhielten, sowie ein mächtiger und thatkräftiger Fürst wie Maximilian die Würde inne hatte. Eben er hat sie nun auch vollständig von dem Einfluß des Papstes gelöst: er nahm den kaiserlichen Titel an, ohne daß eine Krönung durch diesen oder durch irgend einen Stellvertreter stattgefunden hätte. Und dabei hat es später sein Bewenden gehabt: die Wahl und Krönung in Deutschland gab jetzt die kaiserliche Würde.

Dieses kaiserliche Reich hat freilich große Einbuße gelitten. In Italien sind wenig mehr als einzelne ziemlich unbestimmte Lehnsansprüche übrig. Von Burgund ist ein großer Theil an Frankreich gekommen. Im Osten geht Preußen verloren, das die Polnische Lehnshoheit anerkennen muß. Holstein nahm den Dänischen König auch zu seinem Landesherrn an, und ward

dadurch in die Politik der nordischen Reiche hineingezogen; zugleich aber knüpfte es das Band mit Schleswig fester und sicherte auch diesem die staatliche Selbständigkeit dem fremden Königreich gegenüber. Die Schweizer Eidgenossenschaft, auf's Neue im Kampf mit den Habsburgern, kommt, da diese jetzt die Krone des Reichs tragen, auch zu diesem in einen gewissen Gegensatz: wiederholt tritt sie in Verbindung mit dem Feind des Kaisers, mit Frankreich; an den neuen Ordnungen des Reichs nimmt sie keinen Antheil. Die reichen Niederlande hat das Französisch-Burgundische Haus an sich gebracht und dachte sie mit seinen andern Besitzungen zu einem Königreich zu vereinigen. Doch wenigstens dieser Verlust ist für jetzt noch glücklich abgewandt.

An Kraft und Leben im Reiche hat es nicht gefehlt: neue Elemente regten sich, und die alten versuchten wenigstens sich in ihrer bisherigen Geltung zu behaupten.

Die Kämpfe der Schweizer gegen Habsburg und später gegen Burgund, der Böhmen gegen die Macht Sigismund's und seiner Verbündeten, am Anfang des 16. Jahrhunderts der Dithmarschen gegen die Schleswig-Holsteinschen Fürsten gaben Zeugniß von der Streitbarkeit auch des Landmanns, namentlich da, wo Sinn für Unabhängigkeit und Hingebung an eine höhere Sache ihn erfüllten. Die Erfindung des Schießpulvers änderte die Kriegführung; in den Hussitenkriegen schlugen sich zuerst wieder große Schaaren von Fußstreitern. In der nächsten Zeit gehen aus den niedern Kreisen des Volks jene Landsknechte hervor, die sich bald auf allen Schlachtfeldern Europa's finden, und die dann dazu beitragen, daß, in den Classen, denen sie angehören, namentlich den lange in Abhängigkeit und Druck gehaltenen Landbauern, ein Gefühl der Kraft und ein Verlangen nach Umgestaltung ihrer Verhältnisse erwächst. Vieler Orten zeigt sich eine unruhige Gährung unter dem Bauernstand. Ein gewisser demokratischer Geist tritt überhaupt in den politischen Strebungen der Zeit hervor.

Dem gegenüber müht sich der Ritterstand, seine bisherige

höhere Stellung zu behaupten: was die Einigungen auf die Länge doch nicht vermögen, versuchen nun wohl einzelne hervorragende Persönlichkeiten zu erreichen. In Maximilian, dem letzten Ritter unter den Kaisern, finden sie einen Herrn, der ihren Sinn theilt, ihnen Gunst zuwendet, ihrer auch bedarf, und unter dem sie meinen sich zu einer neuen Bedeutung erheben zu können, auch trotz oder wenigstens neben jenen Einrichtungen zum Schutz des Friedens, die nicht zum Wenigsten ihrem bisherigen Treiben entgegengestellt sind. Ein Franz von Sickingen betheiligt sich an den großen politischen Angelegenheiten und macht sich und seinen Stand für eine Zeit lang zu einer besonderen Macht im Reiche.

Im entschiedensten Uebergewicht sind aber doch fortwährend die Fürsten. Die Territorien consolidiren sich durch Einführung der Nachfolge nach dem Recht der Erstgeburt, durch Vereinigung mehrerer zu einer Herrschaft, oder Einverleibung kleinerer Grafschaften in größere Gebiete. Die Theilnahme der Stände an den öffentlichen Angelegenheiten bildet sich bestimmter aus und giebt den Fürstenthümern einen mehr staatlichen Charakter. Die Grundsätze neuer Finanzverwaltung und einer mehr concentrirten Staatsgewalt, soweit sie in Deutschland überhaupt zur Anwendung kommen, finden hier Eingang.

Einzelne Fürsten nehmen durch Sorge für ihr Land oder andere bedeutende Eigenschaften eine hervorragende Stellung ein: Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, Albrecht Achilles von Brandenburg, in anderer Richtung der Kurfürst Berchtold von Mainz, der den wesentlichsten Antheil an den neuen Einrichtungen des Reichs hatte. Ueber die Stellung eines Fürsten hinaus zu Europäischer Bedeutung, erheben sich der König Georg Podiebrad von Böhmen, der noch einmal eine durchaus nationale Herrschaft in diesem für die Deutschen Verhältnisse so vielfach wichtigen Grenzland aufrichtet, die eine Zeit lang eine große Bedeutung zu gewinnen scheint, und jener Karl der Kühne von Burgund, der an den Grenzen Frankreichs, des alten Burgund's und Deutschland's ein Besitzthum

zusammenbringt, das ihn zu dem reichsten und einem der mächtigsten Herrscher Europa's macht.

Diese Herrschaft aber kommt nach dem Tode Karl's mit der Hand seiner Tochter Maria an Maximilian, an das Habsburgische Haus, und giebt diesem noch eine ganz andere Stellung als bisher.

Haben die Habsburger in der letzten Zeit, auch wenn sie nicht gleich den Besitz der Böhmischen und Ungarischen Krone behaupteten, bereits den ersten Platz unter den Deutschen Fürstenhäusern eingenommen, so gelangen sie jetzt zu einer Macht, der sich im Reiche nichts vergleicht, die sie allein schon zu einer Europäischen Stellung emporhebt.

Freilich erbt Habsburg mit der Burgundischen Herrschaft auch die Feindschaft Frankreichs, die jetzt neue Nahrung empfing, da Frankreich's König selbst um diesen Besitz geworben hatte und, in seiner Hoffnung getäuscht, die Französischen Lehen in Anspruch nahm: es beginnt damit der Gegensatz und Kampf der Französischen und der Habsburgischen Macht, der seitdem Jahrhunderte hindurch den Mittelpunkt der Europäischen Politik gebildet hat. Er steigert sich durch die Beziehungen zu Italien, wo Frankreich Ansprüche auf Neapel und Mailand erhebt, während Maximilian hier noch einmal die alten Rechte des Reichs aufnimmt und dieselben namentlich gegen die fremde, sich eindrängende Macht geltend zu machen sucht. An diesen Italischen Händeln betheiligt sich dann auch Spanien. Die Hauptmächte Europas begegnen sich auf diesem Schauplatz; ihr Eingreifen und die wechselnde Haltung der Italienischen Gewalten selbst, des Papstes, Neapels im Süden, Venedigs, Mailands, der Florentiner im Norden, geben den Ereignissen hier eine bunte Mannichfaltigkeit, aber zugleich eine nicht geringe Bedeutung für die Gestaltung der Europäischen Verhältnisse überhaupt, für die Ausbildung jenes Staatensystems, das die neuere Geschichte beherrscht. Maximilian ist immer dabei, und wenn er auch meist nicht eben am glücklichsten fährt, sichert er sich

und dem Reich doch einen Antheil an den Entscheidungen, welche statthaben.

Alles drängt und treibt aus den alten Zuständen hinaus zu neuen Bildungen hinüber. In den Beziehungen der Völker zu einander wie in der Entwickelung der einzelnen Staaten machen sich veränderte Grundsätze geltend. Neue Wege des Handels und Verkehrs werden eröffnet, der Gesichtskreis, der Schauplatz für die Thätigkeit der abendländischen Nationen erweitert. Ein reges geistiges, litterarisches, wissenschaftliches Leben hat begonnen, in wesentlich anderem Geiste als in den vorhergehenden Jahrhunderten: die Kenntniß des Alterthums ist neu belebt; in ganz anderer Weise und viel weiterem Umfang als bisher werden die Schriftsteller desselben gelesen, studirt: man macht sie zur Grundlage der Bildung überhaupt, man durchdringt sich mit ihrem Geist, versenkt sich in die Anschauungen, welche damals herrschten, und setzt sich damit in einen Gegensatz gegen Alles, was zuletzt Geltung hatte, in einen Gegensatz namentlich gegen die Bildung und Strebungen der Kirche. Von Italien geht es aus, aber bald hat das übrige Europa daran Antheil genommen.

Nicht am wenigsten Deutschland. Seine Söhne zogen nach Italien, um hier zu lernen und dann in der Heimath die mitgebrachten Schätze weiter auszubilden. Sie nutzten dieselben auch zu Unterricht in weiteren Kreisen, und wußten sie zu verbinden mit religiösem Sinn, mit Hingabe an die Wahrheiten des Christenthums, die sie eben jetzt durch besseres Verständniß der heiligen Schriften richtiger zu fassen, lebendiger sich anzueignen suchten. Die Universitäten, welche zahlreich im letzten Jahrhundert in den verschiedenen Theilen Deutschlands entstanden waren, wenn sie auch meist noch auf den Wegen der alten scholastischen Wissenschaft beharrten, boten doch eine Stätte auch für die Lehre classischer Bildung. Die Buchdruckerkunst, diese große Entdeckung Deutschen Geistes, gab die Mittel rascherer, allgemeiner Verbreitung. In den Städten, an den Höfen der Fürsten fand dieselbe Eingang, Theilnahme, Pflege.

Auch dem ist Maximilian nicht fremd geblieben. Lebhafte Theilnahme bringt er den neuen Studien entgegen. Er erlebt es noch, wie der Augustinermönch Martin Luther zu Wittenberg auftritt und den Anstoß giebt zu einer Glaubenserneuerung, die der Boden geworden ist für ein neues Leben der Christenheit überhaupt. Erst am 12. Januar 1519 ist Maximilian gestorben.

In Vielem gehört er der Zeit des Mittelalters an: er belebt noch einmal die glänzenden, anziehenden Erinnerungen desselben. Aber sehr entschieden wirken schon die Elemente eines anderen Lebens auf ihn ein: mit empfänglichem Geiste nimmt er sie auf. Bei allem Leichten und Beweglichen seines Wesens zeigt sich zugleich ein tieferer, ernsterer Sinn, eine Ahnung, möchte man sagen, eben der neuen Zeit. Von allen Seiten bricht sie ein: Maximilian sah die Morgenröthe; nach ihm erfüllt sie die Welt.

Gedruckt bei W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße 34.